

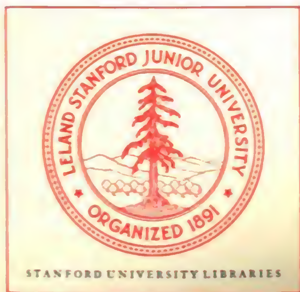
Jahr und Jahrgang

Bastian Müller, Joachim Karsten, Will Keller, Egon Schramm


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

J

1906


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

J

1906

Jahr und Jahrgang 1906

Wilhelm Treue
Stefan Andres
Günther Sawatzki

Hoffmann und Campe

Inhalt

...Es hatte keine große politische Bedeutung, daß die Türkei, von England gezwungen, im Mai 1906 zugunsten Ägyptens auf die Sinaihalbinsel verzichtete, und es blieb politisch bedeutungslos, daß im Juli England, Frankreich und Italien sich zwar über die Unabhängigkeit Abessiniens einigten, gleichzeitig aber auch Interessensphären für den Fall des Zusammenbruchs des Kaiserreiches abgrenzten. Niemand konnte damals ahnen, welche politischen Konsequenzen und Verwirrungen schließlich daraus erwachsen würden, daß 1906 in Persien erstmals Erdöl gefunden wurde...

...In der Schule hörten wir es anders. Da belehrte man mich Achtjährigen, daß die böse Welt übereingekommen sei, Deutschland und Österreich klein, ja zu Häcksel zu machen; daß der Kaiser in Berlin bis jetzt ein Friedensfürst gewesen sei, daß er aber nun sein Schwert ziehe und die Hütten seines Volkes verteidigen werde. Und wir sangen: »Heil dir im Siegerkranz!« Später lernten wir Gedichte,

darin Sätze vorkamen wie diese: »Auf jeden Stoß – ein Franzos! Auf jeden Tritt – ein Britt! Auf jeden Schuß – ein Ruß! Franzosen, Russen, Serben, sie müssen alle sterben!« Als ich mit solchem Geschwätz, stolz mich in die Brust werfend, nach Hause kam und militärisch grüßte, beugte sich mein Vater langsam zu mir nieder, gab mir eine Ohrfeige...

Günther Sawatzki
1906 · Krasser Fuchs und edle Gattin
Seite 97

...Am 18. April um 5.13 früh stand ein zum Augenzeugen ausersehener Mann in San Francisco auf der Straße. Er hatte am Abend vorher einen farbenprächtigen Sonnenuntergang erlebt, war mit einem der vielen Wagen oder Automobile in die Oper gefahren, um Caruso im »Carmen«-Gastspiel der New Yorker Metropolitan Opera singen zu hören. Hinterher war man in der stillen Nacht noch lange fröhlich beisammen gewesen, hatte gefeiert bis in den Morgen. Da bebte der Boden ein bißchen. »Erst dachte ich, es sei eine gewöhnliche Erschütterung, irgendwas. Dann begannen die Dachkanten der Gebäude abzubrechen, sie stürzten auf die Straße, dann folgte das prasselnde Krachen der Steine, das die Angstrufe der Verwundeten verschlang. Erst darauf kam das furchtbare Senken und Heben, Senken und Heben...«

1906 im Bild
Seite 149

Die Autoren · Geboren im Jahre 1906
Seite 165

Wilhelm Treue

1906 · Hoffnungen und Enttäuschungen

Man hatte Blei gegossen und die weniger erfreulich oder gar frivol geratenen Stücke ohne eingehende Interpretations-Prophetie beiseite gelegt; die Glocken hatten geläutet, die Uhren geschlagen, die Gläser geklungen: das Jahr 1906 hatte vor wenigen Minuten seinen Lauf begonnen. Da erhob sich in Berlin der Hausherr in einer angemessen fröhlichen Gesellschaft von viel humanistisch-akademischer Bildung und ausreichendem Besitz: »Wir haben uns gegenseitig an all das erinnert, was für unseren kleinen, hier versammelten Kreis, für unsere abwesenden Freunde und Verwandten, ja, für unser Volk im vergangenen Jahre an Wichtigem geschehen ist. Lassen Sie mich nun vor diesem Hintergrund mit ein paar Worten den Versuch einer Prognose für unser Jahr 1906 machen.
Wir haben zwei Jahre lang Krieg in der Welt gehabt – zwar noch weit hinter der Türkei, im Fernen Osten. Aber er hat doch immerhin auch die Doggerbank-Affäre verursacht, die ganz Europa, wenn ich mich so salopp ausdrücken darf, mächtig in die Knie gefahren ist. Aber an einen Krieg im Jahre 1906 glaube ich nicht, gewiß nicht an einen in Europa: unser starkes Heer, unsere wachsende Flotte sollten eigentlich mächtig genug sein, um die Revanchelust unseres Erbfeindes und den Konkurrenzneid der britischen Kaufleute, die noch immer Christus sagen, aber Kattun meinen, von jedem Versuch einer kriegerischen Auseinandersetzung abzuhalten. Unser Graf Schlieffen, ein großer Mann nach dem größeren Moltke, und unser Tirpitz, vor dem es keinen Größeren seit dem Großen Kurfürsten, dem Gründer unserer brandenburgischen Flotte, gege-

ben hat, unter der unerschrockenen Führung unseres Königs und Kaisers – sie werden auch in diesem Jahre der sichere Schild sein, hinter dessen Schutz unser Vaterland weiter aufblühen wird, vermutlich allerdings wieder mehr durch Koofmichs und Grobschmiede als durch die Männer von Ar und Halm, aber das ist nun nicht mehr zu ändern.

Kein Krieg – vielleicht eine Revolution. Gewiß, der Bergarbeiterstreik ist beendet – aber ist es die Revolution in Rußland auch? Und besteht nicht zwischen beiden die engste Verbindung? Ist nicht das Rote Gespenst überall das gleiche? Zeigt es nicht überall dasselbe Gesicht des Unglaubens, das gleiche Verlangen nach Umsturz, nach der Beseitigung der bürgerlichen Ordnung, nach dem Ende all dessen, was uns lebenswert ist und den Hauptinhalt unseres Daseins bildet: der Familie wie des Staates? Rußland, ich wage es zu prophezeien, wird das Zentrum dieser Weltgefahr bleiben, solange der Zar sich nicht entschließt, erst mit aller Gewalt durchzugreifen und dann maßvolle Reformen folgen zu lassen. Aber wird Gott ihm für beides die Kraft und die Einsicht schenken?

Unser Kaiser wird wieder einige Reden halten, die Bülow besser ungehalten lassen sollte – und einige, die uns ans Herz greifen und uns wieder einmal beweisen, daß er eben doch ein rechter Hohenzoller und ganz und gar unser König und Herr ist, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Die Amerikaner werden noch reicher, noch lauter und selbstbewußter werden, die Engländer immer noch nicht glauben wollen, daß wir sie endgültig überholt haben, die Franzosen wieder vor Neid und Mißgunst fast zerspringen – mögen sie; wir haben unseren Platz an der Sonne und werden ihn uns nicht nehmen lassen!

Haben wir genug Kolonien? Ich meine ja, wir werden nicht nach neuen streben. Wir sind eine Weltmacht, aber anders als unsere Vettern, die Briten – eine europäische; und schließlich bildet unser alter Kontinent doch noch immer das Zentrum von Sitte und Kul-

tur, von Christentum und Fortschritt. Unsere Zukunft liegt hier, in Mitteleuropa, im Osten, im Menschentum unserer altpreußischen Provinzen und in den anderen deutschsprachigen Gebieten, nicht bei den Schwarzen und Gelben – mögen auch die Kaufleute und Bankiers dort ihr Geld verdienen wollen. Sollen sie – dazu brauchen wir aber nicht unsere Söhne als ihre Schutztruppe Buschkrieg führen oder Farmer werden zu lassen. Eine Flotte für den Schutz unseres Anteils am Welthandel – aber damit basta, nicht immer mehr Steuergelder in südafrikanischen Wüsten investiert, nachdem die englischen Juden sich genau die Stücke herausgepickt haben, in denen man für jeden Taler Einsatz einen Diamanten von der Größe eines Taubeneies ausgraben kann.
Wir werden viele neue Erfindungen sehen: Die Automobile werden noch schneller fahren, die Aviatiker aus noch größeren Höhen abstürzen, die Chemikalien noch mehr, mit Verlaub gesagt, stinken – und all das wird sich ›Fortschritt der Menschheit‹ nennen. Es sollte mich nicht wundern, wenn unser Kaiser, der für so etwas ein fast unverständliches Faible hat – aber er ist nun einmal am Schiffbau interessiert –, wenn unseres Kaisers Majestät *noch* eine Technische Hochschule gründen würde. Aber die starke Tradition unserer Universitäten – die jüngste, unsere Berliner, natürlich an der Spitze – wird auch das verwinden, trotz des übereilten Schrittes, mit dem man diesen Hochschulen der Techniker Rektoratsverfassung und Promotionsrecht verliehen hat – den Ingenieuren! An dieser Stelle beginnt die neue Zeit, mir unbegreiflich und unheimlich zu werden. Wissen wir denn, ob nicht Technik und Sozialismus enger zusammengehören als Technik und Fortschritt *unserer* Welt? Wer bedient denn alle die Maschinen, die jene Ingenieure erfinden? Wer kann sie stillstehen und den ganzen mächtigen Bau unserer großartigen Industrie einstürzen lassen? Und wird dann unser Bauerntum noch kräftig, noch lebensfähig genug sein, um den ganzen Kladderadatsch aufzufangen? Hier beginnen, glaube ich, unsere Sorgen –

aber wir wollen nicht mit Sorgen, sondern mit Hoffnungen in das neue Jahr eintreten! Stoßen wir also noch einmal an auf ein glückliches, friedvolles, reiches Jahr 1906!«

So etwa dürfte in der Silvester- oder Neujahrsnacht von 1905 auf 1906 manche Rede geklungen haben: stolz und zuversichtlich.

Wie war nun das Jahr selbst?

Für den Preußen, man ist versucht, zu sagen: für die Deutschen überhaupt, begann das Jahr 1906 gleich am 1. Januar mit einer Reihe von Erinnerungen, die selbst da, wo sie im engeren Sinne günstiger Natur waren, doch wiederum nicht ganz so ausgekostet werden konnten, wie man das im Reiche Makarts gelernt hatte und im Reiche Wilhelms II. mit vermehrter Kraft fortzusetzen liebte.

1786 war Friedrich der Große gestorben. Zwar erst am 17. August – aber die Zeitungen und Zeitschriften fanden schon in den ersten Tagen des Jahres Anlaß genug, ihn zu zitieren. Wilhelm II. nannte ihn gern seinen großen Vorfahren, obschon natürlich jedes Kind in der Schule lernte, daß Friedrichs II. Ehe kinderlos geblieben war. Friedrichs Tod war 1786 von den fortschrittlichen Intellektuellen nicht tiefer und länger betrauert worden als 1890 Bismarcks Entlassungs-Rücktritt. Aber nun sah man ihn in der historischen Perspektive über annähernd zwei Jahrzehnte Wilhelminismus und das Jahr 1806 hinweg nahezu ohne Einschränkung als den »Großen König«, den »Alten Fritz«. Wilhelms II. Schwächen trugen viel dazu bei, daß man Friedrichs Stärken, insbesondere seine staatsmännischen Fähigkeiten, um so höher schätzte. Hätte der Kaiser zwischen den Zeilen lesen können, er hätte in den Lobsprüchen auf den großen Preußenkönig viel Kritik an seiner eigenen Staatsführung verspürt.

Aber wichtiger war natürlich, daß man sich bis in den Herbst des Jahres 1906, bis zu den direkten Gedenktagen für Jena und Auerstedt, bei jedem politisch-militärischen Mißgeschick an die totale

Niederlage der deutschen Staaten, insbesondere Preußens im Jahre 1806 erinnerte: an den geistig-moralischen Tiefstand, der die eigentliche Ursache für die militärische Niederlage bildete, an die Fehler in der Bündnispolitik und bei der Beurteilung nicht allein der militärischen Stärke des Gegners, sondern auch bei der Einschätzung des revolutionären Elans, des Neuen schlechthin. Befand man sich vielleicht 16 Jahre nach Bismarck unwissentlich in einer ähnlichen Situation wie damals 20 Jahre nach Friedrich dem Großen?
Man konnte dieses Thema fast endlos variieren – und immer stieß man dabei obendrein auf die Tatsache, daß einige süddeutsche Fürsten ihre Standeserhöhung 1806 vom Korsen erhalten hatten. Der bayerische König verzichtete wohlweislich auf eine Jubiläumsfeier, doch konnte er es nicht verhindern, daß die Zeitungen peinliche Geschichtsschreibung betrieben.
Natürlich konnte man, wenn man wohlwollend war, solchen Erinnerungen immer schnell die Wendung zur gegenwärtigen Kraft und Größe geben. Aber nicht jede Zeitung und Zeitschrift, z. B. nicht die »Zukunft«, fand die Gegenwart ganz so groß wie Wilhelm II. Da war es denn, wenigstens für die Preußen, schon besser, man wandte sich gleich wieder von 1806 ab und 1866 zu: dem Jahre des großen Triumphes. Das war so recht eine Erinnerung nach dem Herzen Wilhelms II.: da hatten die Soldaten gesiegt, da war Preußen größer geworden, hatte es Kiel, den künftigen Kriegshafen, endgültig gewonnen, dazu Hannover und Frankfurt – eine reiche Provinz und eine reichere Stadt, die allerdings beide nicht so recht die Ehre der Zugehörigkeit zur preußischen Monarchie zu schätzen wußten. 1866 hatte jener Aufstieg begonnen, der 1870/71 militärisch und durch die Reichsgründung fortgesetzt worden war. Und nun befand man sich auf einer Höhe, die niemand, weder 1806 noch 1866, zu erhoffen gewagt hätte.
Welche Höhe, welche Größe hatte Deutschland erreicht! Seit Jahren besaß es in der Hapag und im Norddeutschen Lloyd die beiden

größten Reedereien der Handels- und Personenschiffahrt der Erde. Seit Jahren eilte es, wie die USA, der englischen Erzeugung an Eisen und Stahl immer weiter voraus. Seine Industrieproduktion stieg schneller als die Großbritanniens. In Deutschland wurden mehr Erfindungen patentiert als jenseits des Kanals, stieg der wirtschaftliche Optimismus in bezug auf die Zukunft steiler an als dort. Auch in früheren Jahrhunderten hätte eine solche wirtschaftliche Entwicklung sich auf das politische Verhältnis der Staaten zueinander ausgewirkt: Die großen merkantilistischen Theoretiker und Praktiker hatten stets den Wirtschaftskrieg als eine genau so bedeutungsvolle Auseinandersetzung zwischen den Völkern angesehen wie die diplomatischen Kontroversen und den Kampf mit den Waffen.

Aber jetzt lagen die Dinge doch anders. An der wirtschaftlichen Vormachtstellung Englands hatte jahrzehntelang niemand in der Welt gezweifelt, bis die USA nach dem amerikanischen Bürgerkrieg und das Deutsche Reich nach dem Kriege von 1870/71 sie angegriffen und seit 1900 in den wichtigsten Bereichen zur Strecke gebracht hatten. Daß die weit ausgedehnten USA, in denen vorwiegend aus Großbritannien und Irland stammende Menschen wohnten, englisch gesprochen und vielfach auch gedacht wurde, zur größten Wirtschaftsmacht der Welt herangewachsen waren, nahmen die Engländer ohne Erregung hin. Daß Deutschland, wo Wilhelm II. alle paar Wochen eine Rede mit politischen Akzenten hielt, wo die »Junker« (was immer man sich unter dieser Bezeichnung richtig oder falsch vorstellen mochte) einen beträchtlichen, vorwiegend militarisierenden Einfluß auf die Politik ausübten, wo es keinen Parlamentarismus im englischen Sinne gab, aber eine für die herrschenden Schichten in den anderen Ländern unbequem mahnende Sozialpolitik, wo der Kaiser mit seinen Generälen das Heer und, von Tirpitz bestärkt, die Flotte vergrößerte, wo die Sozialdemokratie straffer organisiert war als sonst irgendwo, wo man sich

daran erinnerte, daß die Engländer auch in den Zeiten des besten Einvernehmens mit Preußen nie vergaßen, sich geschäftliche Vorteile zu verschaffen und wahrzunehmen, wo man auf eine recht dränglerisch erscheinende Weise voranstrebte und jenen »Platz an der Sonne« verlangte, wo man sich rund herum mit allen anlegte und doch weder eine so schöne Hauptstadt hatte wie Paris noch eine so reiche wie London, wo man vielleicht sogar Osteuropa und dem Slawentum, allen germanischen Beteuerungen Wilhelms II. zum Trotz, im Kerne des Wesens von Individuum und Volk mindestens nicht ferner stand als den britischen Vettern – kurz: daß die Deutschen so anders waren als die Engländer und sich die Herrscherschicht des Inselvolkes nur noch in gewissen Kreisen der »Society« zum Vorbild nahmen, daß sie geradeheraus in Wettbewerb mit England traten und gewiß waren, diesen, sei es mit Krupps großem Hammer »Fritz« im wirtschaftlichen Wettbewerb, sei es mit den von diesem und anderen großartigen Maschinen produzierten Waffen im Kriege, zu gewinnen, das nahm diesem Wettkampf jede sportliche Note und gab ihm die Schärfe, die man täglich mehr in der Presse beider Völker wahrnehmen konnte.
Die Engländer hatten weltpolitische Sorgen genug, selbst mit ihren Verbündeten – legten ihnen doch sogar die Japaner, die man vor vier Jahren eines Bündnisses gewürdigt hatte, über alles berauscht von dem Siege über die Russen, nahe, die Schlagkraft des britischen Heeres zu steigern!
Und nun feierten die Deutschen Friedrich den Großen – von dem die Engländer sagten, daß er den Siebenjährigen Krieg nur mit englischem Geld, das er obendrein verfälschte, gewonnen, und die Preußen, daß er auf dem europäischen Festlande die britischen Erfolge in Nordamerika ermöglicht habe. Sie benutzten Jena und Auerstedt, um sich selbst und der Welt vorzumachen, wie weit sie es seit diesem Debakel gebracht hatten – sie triumphierten in Erinnerung an Königgrätz, das sie als Vorstufe für Sedan betrachteten. Wie moch-

ten sie in einigen Jahren bei den Erinnerungsfeiern an Waterloo den Briten auf die Schulter klopfen und sie daran erinnern, daß der Herzog von Wellington sich dort die Nacht oder die Ankunft der Preußen gewünscht hatte!
Da waren sie nun – diese Preußen; und ihr König sagte auch jeden Tag jedermann, *daß* sie da waren.
Über England und die deutsche Volkswirtschaft wurde im Jahre 1906 eine Menge geschrieben: über Adam Smith und Friedrich List in der Vergangenheit und anschließend über Joseph Chamberlains Ansätze zu einer den britischen Traditionen widersprechenden, als Waffe im Wirtschaftsduell mit Deutschland aber anscheinend nötigen Schutzzoll- und neumerkantilistischen Kolonialpolitik. Aber auch 1906 bestimmte Englands Handelspolitik die Tatsache, die ihm heute das Bekenntnis zu und die Zusammenarbeit mit Kontinentaleuropa erschwert: Damals noch mehr als heute standen ihm die Dominions (und die Kolonien) näher als Europa, weil sie reich waren, politische und damit militärische Macht bedeuteten und dem »Mutterland« ergeben waren, und weil sie ganz einfach zum Empire gehörten, wie die Queen es erneut zusammengefaßt hatte, als sie mit der britischen Königs- die indische Kaiserkrone vereinte. Führte Chamberlain in Großbritannien Schutzzölle mit Präferenzen für die Mitglieder des Empire ein, dann mußten sie sich gegen die USA einerseits, das Deutsche Reich andererseits richten: Es ging also nicht allein um Militärpolitik im engsten Sinne, sondern um Wirtschaftspolitik als Machtpolitik und damit von der Stärke der Volkswirtschaften aus über das Nationaleinkommen und -vermögen schließlich doch wieder um das finanziell-ökonomisch-technische Rüstungspotential der beiden Völker.
Die Wirtschaftsrivalität, die sich hier abspielte, die ein Charakteristikum der deutsch-britischen Beziehungen jener Jahre bildete, skizzierte ein Aufsatz im ersten Heft der »Zukunft« im Jahre 1906 sehr richtig: »Bis vor ungefähr zwanzig Jahren war England das

erste Industrieland der Welt. Es hatte einen großen technischen Vorsprung, hatte Überfluß an einheimischen Rohstoffen; für fremde Rohstoffe aber war es der wichtigste Markt, es besaß Geldkapital in Fülle, seine Industrie hatte den günstigsten Standort, es verfügte über die gewandtesten und schnellsten Arbeiter für alle Waren, deren Erzeugung keinen ausgebildeten künstlerischen Geschmack erforderte. Seitdem ist es langsam gesunken... Die Wurzeln des Übels sind der starke Hang des Volkes zur Ruhe, zum Wohlleben, seine mangelnde Intellektualität, sein Aristokratismus und sein Ladyismus. Der Freihandel hat in den letzten Jahrzehnten auf eine Sinnesänderung hingearbeitet. Der Chamberlainismus wird das englische Volk in seinen Fehlern bestärken. Und daher ist der Nutzen für die fremden Völker wahrscheinlicher als für das englische. Wenn also der Birminghamer Staatsmann (J. Chamberlain, er besaß in Birmingham eine der größten Schraubenfabriken der Welt) als Sieger aus den Wahlen hervorgehen sollte, dann werden wir ihn mit den Worten begrüßen: ›Ave, Josephe, victuri te salutant‹. Zu hoffen ist, daß die deutsche Presse nicht wieder, wie vor einigen Jahren, durch heftige Angriffe Chamberlain unterstützen und ihm erleichtern wird, die Welt zu überzeugen, daß der Feldzug nur gegen Deutschland und nicht auch – und weit mehr – gegen die Vereinigten Staaten gerichtet sei.«
So stand es am Jahresanfang in dieser von Maximilian Harden herausgegebenen vielgelesenen, politisch sehr wichtigen Zeitschrift, auf die noch mehrfach zurückzukommen sein wird. Und im Oktober erklärte ein anderer Artikel über »Englands Industrie«: »Der Engländer, wohlhabend, gesund und muskelfroh, liebt die Arbeit, aber er opfert sich ihr nicht.« Auch der englische Arbeiter verlange ein immer besseres Leben; als Techniker sei der Brite den Deutschen und Amerikanern so unterlegen wie als Pionier-Unternehmer in jedem Bereich der Wirtschaft. Der Autor faßte seine wirtschaftlichen Ausführungen politisch in die Sätze zusammen: »Der Groll gegen

Deutschland, genährt freilich durch kleine Plötzlichkeiten, hat seinen Urgrund in der Rivalität der Werkstatt und des Arsenals.«

In solchen Sätzen war das Kernproblem des Jahres, ja, des Jahrzehntes klar und deutlich ausgesprochen: ein politisches Problem, das aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb erwuchs. Politik: das bedeutete um 1906 weit eher Krieg, als wir es uns heute vorstellen. Während wir heute wissen, daß es einen großen Krieg nie wieder geben darf, wenn die Menschheit nicht in Gefahr geraten soll, Selbstmord zu begehen, und daß jeder kleine Krieg zu einem großen werden kann, war man damals überzeugt, daß ein großer Krieg unvermeidlich sei, daß die Entscheidung um die Führung in der Welt, mindestens in Europa, herbeigeführt werden müsse, daß der Krieg zwischen Deutschland und dem »Erbfeind« Frankreich aus alten, und der zwischen Deutschland und dem »handelsneidischen« England aus jüngeren Ursachen nötig, daß er im Sinne des Sozialdarwinismus eine unvermeidliche Auseinandersetzung sei zwischen dem Kräftigeren und dem Schwächeren. Der Kräftigere – das war natürlich Deutschland.

Es kam hinzu, daß zu Wilhelms II. Hauptinteressen neben und mit der Flotte die Technik gehörte. Daß er ein Kaiser gewesen ist, der gern redete und dabei häufig den äußersten Mangel an politischem Verständnis und persönlichem Takt bewies, sich als *praeceptor Germaniae* von Gottes Gnaden fühlte, ist bekannt. Er hat auch im Jahre 1906 viele Geschmack- und Taktlosigkeiten von sich gegeben – etwa anläßlich seiner silbernen Hochzeit am 25. Februar 1906, als er dem preußischen Staatsministerium sagte, er hoffe, »daß die Herren auch in fernerer Zukunft ... nicht vergessen, daß die erste Frau Deutschlands, die Königin von Preußen, wie alle deutschen Frauen mäßigend und leitend auch auf Ihre Gedanken einwirken soll«. Oder bei einem Besuch in Diedenhofen: »Wie es dem lieben Gott gefallen hat, auch im vorigen Jahre den Frieden uns zu erhalten, so bin ich fest überzeugt, daß es auch fernerhin mir gelingen

wird, gestützt auf unsere Wehrkraft, dem Deutschen Reich den Frieden zu erhalten.« Oder schließlich beim Festmahl für die Provinz Schlesien am 8. September: »Den Lebenden gehört die Welt, und der Lebende hat recht. Schwarzseher dulde ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus, und wenn er will, suche er ein besseres Land.«

Aber gerade in Breslau kündigte er auch Anfang September 1906 die Gründung einer Technischen Hochschule an, die deshalb dorthin gehöre, »weil die Provinz Schlesien nächst der Provinz Westfalen die größte Industrie hat. Ich wünsche, daß die Hochschule der Stadt und der Provinz zu reichstem Segen gereichen möge und daß sie führende und treibende Geister für das Land und die Industrie hervorbringen möge.« Das waren Worte, welche die meisten Universitätsprofessoren immer noch nicht gerne hörten, obgleich sie es um die Jahrhundertwende hatten hinnehmen müssen, daß – zuerst in Berlin – dieser neue Hochschultyp, der noch heute um seine Gleichstellung mit den Universitäten ringt, aus kaiserlicher Initiative Rektoratsverfassung und Promotionsrecht erhielt – wenngleich unter Berücksichtigung kleinster Eifersüchteleien von seiten der Berliner Universität. Es gehört auch in den Bereich von Technik und Politik, wenn der Kaiser am 13. November 1906 das Deutsche Museum in München mit den Worten eröffnete, es möge dem Museum »die Teilnahme der das Geistes- und Wirtschaftsleben des Vaterlandes leitenden Kräfte erhalten bleiben und es dadurch befähigt werden, der deutschen Arbeit reiche Anregung zuzuführen«, wobei er dem Museum »ein Schnittmodell eines Unserer im Bau befindlichen Kriegsschiffe« stiftete »als ein Merkzeichen der Errungenschaften deutschen Gewerbefleißes und der im Reich geeinigten Wehrkraft des Deutschen Volkes«.

In diesen Sätzen war alles enthalten, was den Kaiser ständig bewegte: zunächst er selbst, dann Technik und Naturwissenschaften, weiter *seine* Flotte sowie die Wehrkraft und schließlich – in München

betont – das Reich als übergeordnete Einheit. Wilhelm II. hatte viele schwache Seiten, die auch im Jahre 1906 in Erscheinung traten – aber er war auch ein moderner, den technischen Wissenschaften zugewandter Monarch, natürlicherweise in seiner Zeit und Situation an ihren machtpolitischen Potenzen lebhafter interessiert als an der Grundlagenforschung, für deren Bedeutung als notwendiges Fundament allen technischen Fortschritts ihm freilich, wie später die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zeigte, durchaus der Sinn geöffnet werden konnte.

Bertha von Suttner erhielt 1905, Theodore Roosevelt 1906 den Friedensnobelpreis. Aber über die österreichische Baronin und ihre politische Begeisterungsfähigkeit machte man bei dem »männlichen« deutschen Volk Witze, und Roosevelt hatte keinen Einfluß auf die politische Entwicklung in Europa. Nein, das Schwergewicht der Politik lag um 1906 beim Kriege, der als ein normales Ereignis im Leben der Menschheit galt – nicht beim ewigen Frieden, den Philosophen und enthusiastische Schriftsteller herbeiwünschen mochten. Seit fast einem halben Jahrhundert gab es in Deutschland einen »Europäischen Geschichtskalender«, der die Ereignisse des jeweils unmittelbar vorangegangenen Jahres in chronologischer Folge zusammenfaßte. Als erstes Ereignis des Jahres 1906 in Deutschland hielt dieser fest: »Der Generalstabschef Generaloberst Graf Schlieffen tritt wegen hohen Alters (73 Jahre) zurück. Sein Nachfolger wird Generalleutnant Helmuth von Moltke.« Aber der Schlieffenplan, von dem die Öffentlichkeit nichts wußte, blieb natürlich bestehen – und acht Jahre später sollte die deutsche militärische Führung Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Kühnheit der Konzeption etwas anderes ist als Beharrlichkeit bei der Durchführung.

Einen Monat danach lief in Portsmouth am 10. Februar in Gegenwart des Königs von England das Panzerschiff »Dreadnought« vom Stapel, genau 50 Jahre nachdem Napoleon III. mit der Panzerfregatte »Gloire« einen neuen Schiffstyp geschaffen hatte. Nicht daß die

»Dreadnought« mit 18000t Deplacement das größte Kriegsschiff der Welt wurde, machte dieses Ereignis so besonders bemerkenswert – sie bildete darüber hinaus in ihrer Kombination von Artilleriestärke, Panzerung und Geschwindigkeit einen neuen Schiffstyp, mit dem England sich über alle Flottenrivalität mit Deutschland hinweg bei der *Zahl* der traditionellen Kriegsschiffe eine entscheidende *qualitative* Überlegenheit sichern wollte: Das Schiff war so teuer, daß Deutschland, so meinte man, bei einem Wettrüsten auf diesem Gebiet aus finanziellen Gründen nicht werde Schritt halten können, mochte es auch technisch vielleicht zu einer gleichen Leistung imstande sein. Aber sehr schnell erwies sich diese Prognose, wie noch jede dieser Art im Bereich der Rüstung, als falsch: Deutschland konnte nicht allein sofort gleichwertige Kriegsschiffe bauen, sondern obendrein verringerte der erste *deutsche* Dreadnought sofort den Kampfwert *aller* älteren englischen Schiffe. Die traditionelle und anscheinend unantastbare, unerreichbare Überlegenheit Großbritanniens auf dem Meere hatte durch den britischen Schiffsbau selbst einen schweren Schlag erhalten: Beim Bau von Dreadnoughts, wie man diesen Typ nach dem ersten Schiff dieser Art nannte, fingen beide Rivalen, Großbritannien und Deutschland, auf der gleichen Stufe an, wodurch alle künftigen Flottenbauabkommen eine zusätzliche Bedeutung erhalten mußten.

Das außenpolitische Hauptereignis für Deutschland war die Konferenz von Algeciras. Dort wurde zwischen Deutschland und Frankreich sowie den verbündeten und befreundeten Staaten der beiden Mächte um den Einfluß auf Marokko verhandelt. Doch hatte die Angelegenheit zwei Aspekte. Zunächst einen rein privatwirtschaftlichen: Seit längerer Zeit gab es in Marokko manche deutsche Wirtschaftsinteressen, denen nun neuerdings die sogenannte »pénétration pacifique« der Franzosen auf eine diplomatisch-völkerrechtlich schwer greifbare, gleichwohl aber höchst wirkungsvolle Weise sich überlegen erwies. Deutlich zielten die Franzosen darauf ab, den

Deutschen in Marokko das Leben, d. h. die wirtschaftliche Betätigung, immer schwerer, ja, schließlich unmöglich zu machen; und die Briten hatten nichts einzuwenden gegen diese Behinderung der Deutschen.

An der Spitze der deutschen wirtschaftlichen Interessen in Marokko standen seit Anfang 1906 die Brüder Mannesmann – bekannt in Deutschland und in der Weltwirtschaft durch ihre in einem genial erfundenen Verfahren und unter großen Anstrengungen zur Industriereife entwickelten gewalzten nahtlosen Rohre. Nach Marokko machte Reinhard Mannesmann im Januar 1906 seine Hochzeitsreise. Er landete in Algier und entdeckte auf der Weiterreise, wie es in der Literatur gewöhnlich heißt, »zufällig« die reichen Erzvorkommen des Landes. Doch dieser Zufall war ebenso geplant wie alle anderen Unternehmungen dieses ungewöhnlichen Mannes – nur konnte er seine Geheimnisse bei sich behalten. Das und »die Keckheit des Handelns« sicherten ihm den Vorsprung vor anderen Unternehmern. Von Politik freilich verstand er wenig – und das war eine gefährliche Schwäche. Im Jahre 1903 erschien in der unter den heutigen Historikern viel zu wenig als Quelle für die Wirtschafts- und für die politische Geschichte benutzten Zeitschrift »Stahl und Eisen« ein Reisebericht, der über die alten Erzlagerstätten Nordafrikas berichtete. Reinhard Mannesmann, ein genauer Kenner des Hüttenwesens, las diesen Bericht und vermutete, daß die bekannten Erzvorkommen von Südwestspanien in Nordafrika ihre Fortsetzung fanden. Wenig später faßte er den sehr kühnen Entschluß, Marokko durch die Erschließung dieser Erzvorräte wirtschaftlich zu entwikkeln und dabei selber natürlich zu einem der führenden Schwerindustriellen der Welt aufzusteigen. Als Reinhard Mannesmann 1906 seine unternehmerisch-romantische Hochzeitsreise nach und durch Marokko machte, verlief dort der Verkehr über Karawanenstraßen der Kamele – noch hatte die zivilisatorisch-hygienische Erschließung des Landes nicht begonnen. Dennoch arbeiteten Reinhard und sein

Bruder Max dort auf historischem Boden: Tanger z. B. war eine phönizische Siedlung, war dann Hauptstadt der römischen Provinz Mauretanien geworden und später das Zentrum der Aktivität von Wandalen und Byzantinern. Doch erst die arabischen Eroberer gaben dem Land seine heutige Struktur, machten es zum blühendsten Gebiet des weiten arabischen Herrschaftsbereiches und gründeten in seiner Hauptstadt Fez die erste Universität der Welt. Im Jahre 1844 griffen die Franzosen Marokko zu Wasser und zu Lande an und siegten mit ihrer Technik und Taktik über einen dreifach stärkeren Feind. Im Jahre 1880 einigten sich die führenden Mächte Europas und die USA in der Konvention von Madrid über die Niederlassungsrechte der Weißen: praktisch hatten Unabhängigkeit und Souveränität Marokkos ihr Ende erreicht. Aber fortan stritten die Großmächte sich um Einfluß und Vorrang in diesem Territorium.
Frankreich gelangte 1900 in einem Vertrage mit Italien auf geschickte Weise dahin, daß frühere Abkommen Italiens mit seinem Bundesgenossen Deutschland wertlos wurden: Italien erkannte Frankreichs Interessen in Marokko an und erhielt dafür freie Hand in Tripolitanien, einem Gebiet eigener kolonialpolitischer Aspirationen. Vier Jahre später gelang es Frankreich, nach der Bereinigung seiner letzten kolonialen Interessenkonflikte, auch England zur Anerkennung seiner marokkanischen Bestrebungen in der Entente cordiale zu bewegen – und damit Deutschland endgültig zu isolieren. Zwar reiste Wilhelm II. 1905 nach Marokko, um durch seine Anwesenheit der politisch-militärischen Macht Ausdruck zu geben, die angeblich hinter den wirtschaftlichen Interessen deutscher Unternehmer stand. Aber nach dem Besuch des Kaisers schlug der Sultan eine Konferenz vor, auf der die interessierten Mächte sich gefälligst einigen mochten.
Das war die Marokko-Konferenz, die vom 16. Januar bis zum 7. April in Algeciras unter dem Vorsitz des spanischen Delegierten und unter Teilnahme von Vertretern aus Deutschland, Belgien, Frankreich,

Gegenüberliegende Seite: Aus dem Simplicissimus

England, Italien, den Niederlanden, Österreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden, den USA und natürlich auch aus Marokko stattfand. Sehr schnell sah Deutschland sich dort einer geschlossenen Front der anderen Mächte gegenüber. Die Festigkeit der englisch-französischen Vereinbarungen erwies sich als ein schwerer Prestigeverlust Deutschlands – so sehr, daß Geheimrat v. Holstein in den letzten Wochen seiner langen Tätigkeit im Auswärtigen Amt zu einer »Politik der harten Hand« drängte, um das Gewicht Deutschlands im Rate der großen Mächte fühlbar werden zu lassen. Noch heute ist nicht mit Sicherheit bekannt, ob nicht vielleicht Holstein, der im engen brieflichen Verkehr mit Schlieffen stand, dessen Aufmarsch- und Kriegsplan 1904 seine feste Gestalt angenommen hatte, bereit war, so sehr zu einer kriegerischen Lösung zu drängen, daß eine solche nicht mehr vermieden werden konnte. Vielleicht konnte man damit, so meinten er und andere, im letzten Augenblick eine gefährliche Mächtekombination zertrümmern, solange Deutschland noch – im Osten unbedroht – militärisch überlegen war.

Reichskanzler Bülow war zwar nicht bereit, zu diesem Zeitpunkt und aus einem so bescheidenen Anlaß einen infolgedessen gewiß nicht volkstümlichen Krieg zu führen – doch ließ der Kanzler Holstein bei dessen »energischer« Politik gewähren. Diese drängende Politik Deutschlands führte dazu, daß Frankreich seine anfänglich vorhandene Bereitschaft zu einer kolonialen Verständigung mit Deutschland aufgab und die Revanchestimmung wieder auflebte, daß man in England die schroffe deutsche Haltung als diplomatische Herausforderung empfand und die Entente-Politik nachdrücklicher als ursprünglich beabsichtigt fortsetzte und nun an eine Heeresvergrößerung unter der Voraussetzung des Einsatzes auf dem Kontinent ging.

Da ließ Bülow unter unwürdigen Verhältnissen Holstein seinen Abschied nehmen und akzeptierte die Konferenz von Algeciras. Ihr

Fata Morgana



— — — Da zeigte sich den Marokkanern in ihrer Not von weitem ein herrliches Bild, welches ihnen Schutz und Hilfe versprach. Aber als sie darauf zugingen, erwies es sich als trügerisches Luftgebilde.

Ergebnis war am 7. April offiziell folgendes: Souveränität des Sultans, Unabhängigkeit Marokkos sowie offene Tür für den Handel aller Nationen. Wilhelm II. benutzte zwar sofort die Gelegenheit, um eine Reihe hoher Orden an die deutschen und österreichischen Vertreter zu verleihen, tatsächlich aber war klar, daß man den Franzosen freie Hand zur entscheidenden Einflußnahme gegeben hatte: 1912 wurde Marokko auch de jure französisches Protektorat (was sich auf eine Dauer von 44 Jahren erstreckte). Noch wichtiger war, daß sich in Algeciras zum ersten Male die weltpolitische Isolierung Deutschlands erwies: nur noch Österreich-Ungarn hielt zu ihm. Selbst Italien mußte als unsicher gelten; Rußland stimmte für Frankreich und bereitete die Verständigung mit England vor, die im folgenden Jahre über den ähnlich gelagerten Fall Persien erreicht wurde. So bildete das Hauptergebnis von Algeciras also eine deutliche Umgruppierung des europäischen Mächtesystems.

Am 1. Januar 1906 schrieb eine der klügsten und im Alter von fast 63 Jahren eine der erfahrensten Frauen der wilhelminischen Hofgesellschaft, Hildegard Freifrau Hugo von Spitzemberg geb. Freiin von Varnbüler, seit einem Vierteljahrhundert Witwe des württembergischen Gesandten in Preußen, die in Berlin geblieben war und noch immer eine bedeutende gesellschaftliche Rolle spielte, in ihr Tagebuch: »Tante Wedel erzählt, Holstein gehe seit acht Tagen nicht aufs Amt, weil er wegen irgend etwas mit Bülow und besonders Richthofen trutzt, Knesebeck sogar spricht von den ›unhaltbaren Zuständen‹ auf dem Auswärtigen Amte ...« Sie bedauerte die »gerade jetzt« ausgesprochene Entlassung des »von den Offizieren sehr hochgestellten« Schlieffen und hatte einen »deprimierenden Eindruck« von der Ernennung des jüngeren Moltke zu seinem Nachfolger. Zwei Wochen später besuchte sie, offenbar ein wenig neugierig in der jüngsten Holsteinkrisis, zum ersten Male Holsteins Vertraute, Frau von Lebbin, in deren »heimlichem, kleinem Nest in

einem der kleinen alten Gartenhäuser des Carlsbad (beim Bahnhof Friedrichstraße), wo die eigenartige Frau wohnt und mehr große Politik getrieben wird als in manchem Ministerium, wo man aber gerade deswegen wenig erfährt«. Zehn Tage später hörte sie, daß Holstein seine Entlassung eingereicht hatte; er »beharre darauf trotz Bülows Bitten«. Am 6. April war sie gewiß, daß Wilhelm II. das Gesuch bewilligen werde, da Bülow, der im Reichstag einen Schwächeanfall erlitten hatte, nicht intervenieren konnte. Sie schrieb, schon fast abschließend über eine ganze Ära in der Geschichte des preußischen Auswärtigen Amtes und der deutschen Außenpolitik: »Im ganzen und großen bedeutet der Abgang Holsteins wohl eine Sanierung der ganz anomalen Zustände im Amte; denn unerhört war es, daß ein unverantwortlicher Mann in relativ nicht maßgebender Stellung eigentlich allein die Politik leitete und eben wegen dieser unklaren Stellung fortwährend in Konflikt geriet mit den berufenen hohen Beamten. Andererseits ist unzweifelhaft Holstein der einzige Staatsmann von der alten Schule, den wir haben, und trotz seiner häßlichen menschlichen Eigenschaften ein absolut sicherer Beamter und ein sehr bedeutender Mann. Es ist ein Rätsel und wird wohl ein solches bleiben, warum er unter den drei Kanzlern diese ganz abnorme Stellung bisher behalten hat.«

Am 21. April erhielt Holstein seine Entlassung. Seitdem sind viele Bücher und Aufsätze über ihn und seinen Einfluß auf die deutsche Politik geschrieben, seine »Papiere« herausgegeben und kürzlich von einem englischen Autor zwei Bände Biographie verfaßt worden. Aber alle Gelehrsamkeit ist im Grunde nicht über die wenigen Sätze von Menschenkenntnis der klugen, unabhängigen alten Baronin hinausgelangt.

Am 18. August 1906 erschien in der Zeitschrift »Die Zukunft« an vorderster Stelle »Ein Brief«, nämlich ein solcher Seiner Excellenz des Wirklichen Geheimen Rates von Holstein, vom 5. August, an Maximilian Harden, den Herausgeber dieser Zeitschrift.

Zu diesem Brief und der Zeitschrift mag eine Zwischenbemerkung nützlich sein:

»Die Zukunft – Wochenschrift für Politik, öffentliches Leben, Kunst und Literatur«, so nannte sich das im allgemeinen 32 Druckseiten je Heft starke Organ, das Maximilian Harden (sein bürgerlicher Name war Witkowski) 1892 gegründet hatte und über das im letzten Band der 6. Auflage von Meyers großem Konservations-Lexikon 1908 folgendermaßen geurteilt wurde: »Zeichnet sich durch geistreiche, meist scharf-polemische Artikel des Herausgebers aus«, nachdem im zuständigen Brockhausband von 1903 akzentuierter gestanden hatte: »Das Blatt hat seine Unabhängigkeit gewahrt und will eine freie Rednertribüne für jedermann sein. In viel beachteten Leitartikeln hat es nationale Tendenzen vertreten, aber in scharfer Opposition gegen die Regierung. Es erreichte bisher eine Auflage von 15000–16000 Exemplaren.« »Die Zukunft« war also nicht »Das Deutsche Nachrichten-Magazin« – so etwas gab es damals weder dem Namen noch dem Inhalt noch dem Bedürfnis nach, da man stärker dazu neigte, einige wenige, relativ große Ereignisse zu diskutieren, als viele weniger wichtige für eine Woche zur Kenntnis zu nehmen und dann durch neuere zu ersetzen. Aber die Funktion dieser Zeitschrift war dennoch weithin die des heutigen »Spiegel«, und Stellung und Bedeutung von Harden in der Öffentlichkeit entsprachen etwa derjenigen von Augstein. Er war mit seinem Organ eine wichtige, ja, wohl eine notwendige Institution des wilhelminischen Deutschland – von vielen, denen es um Sauberkeit und Fortschritt ging, jede Woche erneut begrüßt, von manchen gefürchtet, ja, gehaßt, in Prozesse verwickelt, aber meistens gestärkter, angesehener, gefürchteter und eben auch gehaßter daraus hervorgegangen: eine Wochenschrift mit politischer Bedeutung und Wirkung, obgleich natürlich jeder Minister und jeder Regierungsrat genauso wie Kaiser und Kanzler allein schon die Möglichkeit des politischen Einflusses eines Leitartikels von Harden bestritten hätte.

Harden jedenfalls druckte am 18. August Holsteins sehr energischen, empörten, mit aggressiven Worten nicht sparenden Brief, dessen Hauptanliegen letzten Endes war, dem weitverbreiteten und der Wahrheit entsprechenden Gerücht entgegenzutreten, Holstein habe nicht in voller Freiheit seinen Rücktritt vollzogen, sondern man habe eines seiner bisher nie ganz ernst gemeinten Gesuche gegen seine Erwartung diesmal beim Worte genommen und ihn unter nicht sehr vornehmen Begleitumständen gehen lassen. Harden vertrat mit vielen aus seinem weiten Informationskreis stammenden Einzelheiten die Gegenposition, sagte Holstein einige bittere Wahrheiten und schloß mit den Sätzen: »...Das Porträt, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um ein gerechtes Urteil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit braucht den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind ja jetzt frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhtem mehr untertan, und können mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient.«
Das überraschende Ergebnis dieses Briefwechsels war, daß mit ihm die Zusammenarbeit dieser beiden Männer begann – »zweier Außenseiter des wilhelminischen Reiches«, wie man sie, in solcher Zusammenfassung irreführend, genannt hat. Sofort erzählte man sich, beide hätten seit Jahren einander Informationen zugespielt, was Harden in einer der nächsten Nummern seiner Wochenschrift energisch bestritt. Aber inzwischen hatten sie nach der Vermittlung eines gemeinsamen Freundes zum ersten Male miteinander gesprochen. Wenn zwei, die viel wissen, manches sagen wollen und schlecht behandelt worden sind, sich zusammentun, dann bilden sie eine Macht, die gefürchtet werden muß. Harden hatte schon einmal Bismarcks Sache zur eigenen gemacht und dabei die Schwächen der Gegner des großen Alten schonungslos aufgedeckt – jetzt war nicht viel weniger

zu befürchten, und Eulenburg schrieb sorgenvoll in sein Tagebuch: »Was werden diese beiden zusammenbrauen?«

Tatsächlich haben Historiker den beiden vorgeworfen, Harden habe mit den von Holstein erhaltenen Informationen seine heftigen Angriffe gegen Wilhelm II. und dessen Mitarbeiter geführt. Sie hätten persönliche Rachegelüste, Eitelkeit und Machtdünkel über die Ehre und das Interesse des Vaterlandes gestellt; ja, Harden sei unter dem Deckmantel der Empörung über aufgebauschte Fehler und Missetaten eigentlich doch nur an der Steigerung der Auflagenhöhe seiner Wochenschrift interessiert gewesen – Behauptungen, die wir aus unserer eigenen jüngsten Vergangenheit recht gut kennen. Doch solange man nicht beweisen konnte, daß Harden unrecht hatte, solange die Dinge, die er skandalös nannte, es auch wirklich waren, blieb Hardens Position unangreifbar. Daß er während der drei Jahre, in denen die beiden – bis zu Holsteins Tod – einander häufig sahen, von Holstein vieles erfuhr, ist so wenig verwunderlich wie auf Holsteins Seite verwerflich, solange es sich nicht um Dinge handelte, die geheimzuhalten dieser auch nach seiner Pensionierung verpflichtet war; in dieser Hinsicht hat ihm niemand einen ernstlichen Vorwurf machen können.

Die Korrespondenz der beiden Männer ist bis auf einige wenige verlorene oder vernichtete Briefe erhalten geblieben und genau erforscht. Das für jeden, der Hardens Mentalität kennt, kaum überraschende Ergebnis: Harden hat sich von Holstein praktisch gar nicht beeinflussen lassen. Er hat gewiß das eine und das andere von ihm erfahren. Aber die Politik seiner Zeitschrift blieb auf dem alten Wege; Harden war sogar häufig weit besser im Bilde als sein angeblicher Informant; er betrachtete politische und private Zusammenhänge und Entwicklungen unvoreingenommener als jener – und Holstein war darüber bis zu dem Punkt beeindruckt, wo sein Selbstbewußtsein ihm einfach nicht gestattete zuzugeben, daß ein Journalist von Politik mehr verstehen konnte als der Geheimrat von Hol-

stein. Harden merkte das und spielte mit Holstein alsbald das gleiche Spiel wie mit allen anderen. Am 9. Mai 1907 schrieb er ihm: »Es bedrückt mich, daß Eure Excellenz mich von ›Informatoren‹ abhängig glauben. Es ist nicht so. Ein bißchen Psychologie, ein bißchen Kombinationsfähigkeit. Voilà mes informations...« – womit er vollkommen richtig den Unterschied zwischen dem sensiblen Intellektuellen mit starker psychologisch-literarischer Begabung gegenüber dem administrativ-politischen Routinier ohne politische Phantasie in wenigen Worten glänzend darlegte.

Wir könnten es hierbei bewenden lassen, wenn wir uns streng auf 1906 beschränken wollten. Aber immerhin lebte doch im Herbst dieses Jahres die Eulenburg-Affäre noch einmal auf. Der politische Klatsch der Reichshauptstadt drehte sich in diesen Wochen um eine angeblich schädlichen Einfluß ausübende Kamarilla um Wilhelm II., den sie von der Öffentlichkeit und deren Urteil über den Kaiser und seinen Hof fernhalten wolle, insbesondere um den Verdacht, daß über Eulenburg Staatsgeheimnisse nach Paris gelangten. Am 14. November 1906 wurde Reichskanzler Bülow im Reichstag nach der Existenz einer solchen Kamarilla gefragt – zweifellos, um ihm die Gelegenheit zu einer vorbereiteten Antwort zu geben. Er hielt eine seiner großen Reden über Deutschlands Beziehungen zu allen Großmächten, über die vor einigen Monaten abgeschlossene Konferenz von Algeciras, über die Sozialdemokratie, die Dogmatisierung Bismarcks, auswärtige Politik im allgemeinen und über Diplomatenauswahl sowie schließlich das persönliche Regiment Wilhelms II. im besonderen. Er betonte die Verwandtschaft der Deutschen und der Engländer; daß Goethe und Kant den Engländern wie Shakespeare und Darwin auch uns Deutschen geboren seien, daß wirtschaftliche Konkurrenz und Rivalität »keinen politischen Gegensatz, geschweige denn einen Krieg zu entzünden« brauchten; ja, beide Länder seien einander gute Kunden. Er erklärte: »Wir denken nicht daran, eine Flotte zu schaffen, welche so stark wie die englische wäre,

aber wir haben das Recht und die Pflicht, uns eine Flotte zu halten, die der Größe unserer Handelsinteressen entspricht, der Notwendigkeit, unsere überseeischen Interessen zu schützen und unsere Küsten zu verteidigen.«

Wenn die »Preußischen Jahrbücher«, eine andere der führenden politischen Zeitschriften, in ihrer nächsten Ausgabe erklärte, diese politische Diskussion sei schwach und ohne neue Gedanken geführt worden, sie habe keine bemerkenswerte Vorstellung von den Zusammenhängen der europäischen Politik gezeigt, ein Reichstag mit so geringen Fähigkeiten müsse von der Auswärtigen Politik so fern wie möglich gehalten werden, dann charakterisierte das vorzüglich die innenpolitische Situation: auf der einen Seite diese Auffassung – auf der anderen Harden, der nun über alle Bekanntschaft mit Holstein hinweg im Herbst 1906 zu einem neuen Großangriff gegen Eulenburg und die gesamte Struktur der hohen politischen Gesellschaft antrat – und er erhielt Material nicht von Holstein, sondern, wie dieser zu seiner äußersten Überraschung feststellen mußte, vom Reichskanzler Bülow, der ihm selbst gegenüber schon längst ein doppeltes Spiel getrieben, ja, Material gegen ihn an Harden in der Absicht geliefert hatte, die Verantwortung für den Fehlschlag in Marokko von sich selbst auf Holstein zu wälzen. Aber auch das wurde unbedeutend gegenüber der Affäre Eulenburg, die schließlich 1908 nach Prozessen und Veröffentlichungen mit einem Siege Hardens endete: Eulenburgs Einfluß war beseitigt. Des Kaisers Wesen jedoch hatten diese Vorgänge natürlich nicht geändert: Kurze Zeit später zeigte sein »Daily Telegraph«-Interview ihn noch einmal von seiner schwächsten Seite, wozu Holsteins Biograph schreibt: »Wenngleich die Päderasten beseitigt sein mochten, so waren doch die Sykophanten geblieben.«

Die Baronin Spitzemberg hatte manche Gelegenheit, sich über den Verfall der Sitten in der jüngsten Zeit zu beklagen. Sie war »sehr bestürzt und betrübt«, als sie im März erfuhr, daß anläßlich der sil-

bernen Hochzeit des Kaisers zwei Großindustrielle Wilhelm II. als »Kaufpreis« für die Nobilitierung je eine Million Mark »zur freien Verfügung« gestellt hatten – »so als direktes Handgeld, ohne daß das Publikum erfährt, wo es hinkommt, den abscheulichsten Unterstellungen also Tür und Tor geöffnet ist, das ist allerdings erschreckkend modern und treibt einem die Schamröte ins Gesicht.«
Am 14. Oktober notierte sie: »Außer mir bin ich über Chlodwig Hohenlohes Denkwürdigkeiten, deren Veröffentlichung allem die Krone aufsetzt, was an verwerflicher Indiskretion bisher geleistet worden ist.« In der Tat: Als 1906 der erste Band der »Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst« erschien – und der zweite wenige Monate später folgte –, war die Empörung allgemein groß. »Täte dies der ›Vorwärts‹«, so fuhr die Baronin fort, »es wäre erklärlich, aber von den Hohenlohes getan, diesen verzogenen Lieblingen des Kaisers, ist es ein geradezu hochverräterischer Vertrauensbruch. Nun werden die Bismarcks mit ihrem dritten Bande Erinnerungen herausrücken, die ihrerseits greuliche Indiskretionen und Skandalosa bringen und eine Flut von Anklagen und Gegenanklagen hervorrufen werden.« Waren Holsteins Entlassung und Verbindung mit Harden ein Ereignis von sowohl außen- wie innenpolitischer Bedeutung, so bedeutete die Veröffentlichung der Hohenlohe-Memoiren, eine der ersten Publikationen dieser heute so zahlreichen »Enthüllungen«, einen innerpolitischen Skandal, der dem Ansehen des führenden Adels im Lande weit mehr Schaden zufügte als dem Ruf der Hohenzollern.
»Onkel Chlodwig«, wie der Kaiser ihn nannte, hatte, als dieser ihn berief, zunächst ablehnen wollen. In seinen Aufzeichnungen hielt er seine Bedenken fest: »1. Alter- und Gedächtnisschwäche, Krankheit. 2. Mangelnde Redegabe. 3. Mangelnde Kenntnis der preußischen Gesetze und Verhältnisse. 4. Nichtmilitär. 5. Mangel an den nötigen Mitteln. Ich kann wohl ohne das Statthaltergehalt leben, aber nicht in Berlin. Ruin. Russische Verhältnisse. Nun arbeite ich

Gegenüberliegende Seite: Aus dem Kladderadatsch

bald 30 Jahre, bin 75 Jahre alt und möchte nichts anfangen, was ich nicht bewältigen kann.«

Nun veröffentlichte also ein Mann aus höchstem Adel, der Bezirkspräsident von Kolmar, Prinz Alexander Hohenlohe, von dem man im Augenblick nicht recht sagen konnte, ob er raffiniert, dumm oder beides war, die Denkwürdigkeiten seines Vaters, des früheren Reichskanzlers: Aufzeichnungen über Gespräche mit dem Kaiser und dem Großherzog von Baden über Bismarcks Entlassung, viele Indiskretionen über das außenpolitische Geschehen zwischen 1890 und 1900, das Verhältnis Deutschlands zu Österreich-Ungarn und Rußland, Urteile Bismarcks, Wilhelms II. und des Zaren über politische Persönlichkeiten und Ereignisse mit einer so verletzenden und das Ansehen Deutschlands schädigenden Taktlosigkeit, daß Wilhelm II. an den Chef des Hauses Hohenlohe, Fürst Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst, telegraphierte: »Ich lese soeben mit Erstaunen und Entrüstung die Veröffentlichung der intimsten Privatgespräche zwischen Deinem Vater und Mir, den Abgang des Fürsten Bismarck betreffend. Wie konnte es zugehen, daß dergleichen Material der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, ohne zuvor Meine Erlaubnis einzuholen? Ich muß dieses Vorgehen als im höchsten Grade taktlos, indiskret und völlig inopportun bezeichnen, da es unerhört ist, daß Vorgänge, die den zur Zeit regierenden Souverän betreffen, ohne seine Genehmigung veröffentlicht werden.«

Hardens »Zukunft« brachte mehrere ausführliche Aufsätze über diesen Bestseller, der an Kraft der Ridikulisierung und Herabsetzung des Offiziers- und Beamtentums noch dadurch gesteigert wurde, daß gerade in jener Zeit, am 16. Oktober, der Schuhmacher Wilhelm Voigt als »Hauptmann von Köpenick« einen weit über Deutschland hinausreichenden Heiterkeitserfolg mit bitterem politischen Beigeschmack erzielte. Was charakterisierte wohl gewisse Züge in der deutschen Öffentlichkeit deutlicher: in Hohenlohes Tagebuch die Notiz: »Bei Tisch trank mir der Kaiser zu, wo ich mich dann ehr-

In der politischen Klippschule



Infamer Bengel! Dieser Aufsatz ist scheußlich richtig, aber du hast ihn von deinem Vater anfertigen lassen und mußt nachbleiben!



„— — Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister, haben es fertiggebracht, daß der Name Köpenick weit über die Grenzen Deutschlands bekanntgeworden ist, Ihnen ist es gelungen, die Blicke der ganzen Welt auf uns zu lenken. Sie haben von neuem das schöne Dichterwort wahr gemacht: In der Beschränktheit zeigt sich erst der Bürgermeister!"

furchtsvoll verneigte und aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet hätte« – oder die Tatsache, daß ein vielfach vorbestrafter Schuster durch die Uniform eines Gardehauptmanns beim Bürgermeister von Köpenick, einem promovierten Akademiker, so viel verdutzten Respekt erzielte, daß er ihn mit Hilfe eines auf die gleiche Weise übertölpelten Trupps von Soldaten und Gendarmen verhaften, 4000 Mark gegen Quittung »beschlagnahmen« und unbehelligt wieder abmarschieren konnte. Tagelang lachte alle Welt über den simplen Psychologen, der, nachdem er bereits insgesamt 27 Jahre, davon 15 bei unsicherer Rechtsgrundlage, im Zuchthaus verbracht hatte und zwar niemals Soldat gewesen, aber recht erfahren um die Psyche von Gendarmen und anderen Amtspersonen war, ein wesentliches Charakteristikum des militärfrommen deutschen Volkes erkannt und als Usurpator der Offiziersmacht einen freisinnigen, also angeblich oppositionellen, hohen zivilen Verwaltungsfunktionär ins Bockshorn gejagt hatte.

Gegenüberliegende Seite: Zeichnung von E. Thöny

Darunter aber existierte nun schon seit Jahrzehnten das Problem der sozialistischen Gefahr. Der große Bergarbeiteraufstand vom Januar und Februar 1905 war schließlich nur Ausdruck einer seit Jahren angestauten Unruhe unter den Bergleuten gewesen, nicht etwa ein Ausbruch unter dem Druck eines akuten wirtschaftlichen Notstandes; er war die politische Erhebung der Arbeiterschaft an der Ruhr, die schon zu 60% gewerkschaftlich organisiert war und sich ihrer Macht immer mehr bewußt wurde. Zwar hatten die Bergwerksbesitzer den Streikenden schließlich nicht das geringste Zugeständnis gemacht und die Gewerkschaften nicht als legitime Vertreter der Arbeiterinteressen anerkannt, wie überhaupt von 3378 Streiks, die im Jahre 1906 in 16250 Betrieben begonnen worden waren, nur 613 einen vollen und 1498 einen Teilerfolg erzielt hatten. Aber die preußische Regierung war einsichtiger – nach der Meinung der Arbeitgeber schwächer – gewesen und hatte durch Gesetz wenig-

stens den offensichtlich zu Recht geäußerten Klagen der Bergleute entsprochen. Gleichwohl standen nun bei den Streiks nicht mehr Individuen einander gegenüber, sondern Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, was die Verständigung erschwerte. Die verantwortungsbewußte Ministerialbürokratie hatte im Zuge der von ihr zwar nicht inaugurierten und verantworteten, aber doch formulierten und administrativ geförderten Protektions- und Sozialpolitik, die seit einem Vierteljahrhundert gegenüber den Arbeitern und dem Mittelstand betrieben wurde, für die Schwächeren Partei ergriffen. Das bedeutete eine entscheidende Wende.

Nun gab es 1906 vom Frühjahr bis zum Sommer eine große Zahl von Streiks: im sächsisch-thüringischen Braunkohlenrevier, in der Metallindustrie und anderen Wirtschaftszweigen, schließlich Massenstreiks, die immer noch unter dem Eindruck der russischen Revolution von 1905 im Bürgertum die Unsicherheit und die Furcht vor dem »Roten Gespenst« wachhielten und steigerten: Deutlich formierten sich die Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei zu einer starken Einheitsfront gegen den privatkapitalistischen Staat des Feudalismus und der Bourgeoisie und strebten über Lohnerhöhungen und Neunstundentag, der vielfach gewährt wurde, höheren, prinzipiellen Zielen zu.

Zu diesen wohlfahrtspolitischen Anfängen gehörte auch, daß der preußische Staat, obwohl er wenige Jahre zuvor mit der Erwerbung des Steinkohlenbergwerks »Hibernia« unter den privaten Unternehmern Empörung und in der Öffentlichkeit allgemein große Unruhe verursacht hatte, im Mai 1906 darangehen wollte, das Kalibergwerk »Hercynia« zu erwerben, um sich Einfluß auf das Kalisyndikat, also auf die Preisgestaltung, zu sichern. Der Staat müsse, so argumentierte der Handelsminister Delbrück, durch Ausdehnung seiner eigenen Produktion im Interesse der Gesamtheit einen preisregulierenden Einfluß auf den Kali- und Kohlemarkt gewinnen, doch läge ihm die Verstaatlichung ganzer Produktionszweige aus wirtschaftspoli-

tischen Überlegungen fern: »Es würde aber auch politisch und sozialpolitisch nicht ohne Bedenken sein, wenn man den Staat zum Prinzipal eines großen Teiles der deutschen Arbeiter machte ... wir werden uns fragen müssen, in welchem Umfange der Fiskus in der Zukunft sich Reserven auf dem Gebiete des Kohlen- und Kalibergbaues schafft...«
Mochte der Staat so immer häufiger bemüht sein, die sozialen Spannungen zu verringern, den Armen zu helfen, den Stiefkindern, den Vergessenen und Übergangenen des Kapitalismus das Leben zu erleichtern – es blieb gleichwohl genug zu tun. So wirkte z. B. die Deutsche Heimarbeits-Ausstellung, die Anfang 1906 in Berlin stattfand, offenbar auf viele Menschen als ein heftiger Schock. In der »Gartenlaube« begann ein Bericht über die Ausstellung mit den Sätzen: »Unter den grell leuchtenden Plakaten, die von den Anschlagsäulen herab das Berliner Publikum tagtäglich in rauschende Vergnügungen locken, ist ein Spielverderber aufgetaucht. Aus einem braunen Nebel blickt da ein todblasses, unsäglich elendes Weiberantlitz in das matte Winterlicht der Straßen. Das dünne strähnige Haar ist glatt zurückgestrichen, die Wangen sind hohl, und die eingesunkenen Augen streifen glanzlos über die flüchtigen Menschen. Nur ab und zu bleibt einer stehen und schaut furchtgebannt in das bleiche Elend, und er begreift, daß dieser breite, harte, lippenlose Mund nie gelächelt hat. Der bange Mensch da unten fühlt ein dunkles Erinnern. Schon einmal in seinem Leben war er von einem Kunstwerk so tief getroffen worden. Es war im Theater, und Gerhart Hauptmanns ›Weber‹ wurden damals gegeben.« Das Plakat stammte von Käthe Kollwitz.
Wirklich war das der richtige Vergleich: Heimarbeit bedeutete mitten in einer Gesellschaft, die auf ihre Errungenschaften, ihren Fortschritt in Technik und Wirtschaft, auch in Wissenschaft und Kultur sehr stolz war, das tiefste und äußerste Elend. Eine halbe Million Deutscher war von dem Glück dieser Zeit ausgeschlossen, war ver-

gessen, übergangen, ja, in das bitterste Unglück zurückgestoßen. Gewiß, auch früher, z. B. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hatte in so aufstrebenden, auf die Leistungen ihres Fleißes und auf die Erfolge ihrer Tüchtigkeit stolzen Großstädten wie etwa Hamburg weit mehr als die Hälfte aller Einwohner aus eigenen Einnahmen nicht das wahrlich sehr geringe Existenzminimum beschaffen können, sondern sich mit Hilfe von Bettelei und Unehrlichkeit am Leben erhalten müssen. Unzählige waren angeblich an Krankheiten gestorben, die in Wirklichkeit verhungert und nur zum Schluß von einer Erkältung umgeworfen worden waren. Aber daß es so etwas in Hunderttausenden von Fällen auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei dem europäischen Kulturvolk gab, das am meisten Eisen und Stahl produzierte und das stärkste Wachstum der Sparkassenkonten vorwies – das zeigte, daß man in der gesellschaftlichen Struktur Fehlentwicklungen übersehen hatte. In dieser Ausstellung wurden gezeigt: Kinderkonfektion bei 6 bis 7 Pfennigen, Thüringer Kinderspielzeug bei 3 Pfennigen und bei $4^1/_2$ Pfennigen Stundenverdienst einer ganzen Familie, Klöppelspitze, die eine 81jährige Arbeiterin für 1,5 Pfennige in der Stunde herstellte. Für ein Dutzend warmer Kinderanzüge, bestehend aus Jacke, Weste und langer Hose, erhielt die Näherin, die dafür 72 Stunden brauchte, 12 Mark, d. h. $16^1/_2$ Pfennige je Stunde, wobei sie selbst für Heizung und Licht sorgen und Beiträge zu Krankenkasse, Berufsgenossenschaft und Altersversicherung zahlen mußte. Am Tütenkleben verdiente eine Arbeiterin in Halle pro Stunde $5^5/_6$ Pfennige. In Nürnberg wurden Puppenschränke und -kommoden für 3 bzw. 1,25 Pfennige je Stunde hergestellt. Die Weber in Gerhart Hauptmanns Heimat verdienten noch immer nicht viel mehr als vor 60, 70 Jahren: 3,5 Pfennige in der Stunde.

Zwei Jahre vor dieser Ausstellung hatte im März 1904, von den Gewerkschaften einberufen, in Berlin ein Heimarbeiter-Schutzkongreß unter Teilnahme auch bürgerlicher Sozialpolitiker stattgefunden;

Werner Sombart hatte damals gerufen, das ganze gebildete Berlin, das ganze Deutschland solle sich mit diesem menschlichen Elend beschäftigen und es beseitigen. Nun bildete 1906 die Ausstellung einen Markstein in der Geschichte der sozialen Arbeit. Hier zum ersten Male wurde man sich der gänzlichen Regellosigkeit der Lohnverhältnisse bei der Heimarbeit und der Ohnmacht der Lohnarbeiter bewußt, für die weder Lohn noch Arbeitszeit gesetzlich geregelt waren. Schlimmer noch: Diese »Lohnanarchie« behinderte gerade die Fabrikproduktion und bewies, daß es noch Schlimmeres gab als das Industrieproletariat, das immer als die tiefste Stufe der Verelendung bezeichnet wurde. In manchen Gewerben kam es zur Rückbildung vom Großbetrieb zur Heimarbeit; in der Blumen- und Feder-»Industrie« dienten die früheren Fabrikräume häufig nur noch zur Ausgabe der Rohstoffe und zur Annahme der Erzeugnisse. Helene Simon, eine der unermüdlichsten Sozialpolitikerinnen, faßte die Mindestforderungen zugunsten der Heimarbeiter zusammen und appellierte dabei nicht auf die häufig genug als wirkungslos erkannte Weise an Mitleid und Scham der Christenmenschen, sondern schloß die Liste ihrer Forderungen nach Wohnungs- und Gewerbeaufsicht, Einführung von Lohnbüchern, Verbot der Kinderarbeit und aller gesundheitswidrigen Heimgewerbe, Krankenversicherung usw. mit den Sätzen: »Alle müssen helfen: denn alle sind bedroht. Wißt Ihr, ob die Unglückliche, die Eure Kakaotüte, Euer Zigarettenpapier mit der Zunge befeuchtet hat (was in der Fabrik verboten ist), Euch nicht Krankheiten ins Haus schickte?«

Wirklich rüttelten die Elendsdokumente das öffentliche Gewissen auf, beunruhigten sie, wie Helene Simon im Sommer 1906 feststellen konnte, den Selbsterhaltungstrieb. In Massen – und zumeist aus der guten Gesellschaft – kamen die Menschen zur Besichtigung: Sie kommen, sobald es Mode wird, hatte Sombart prophezeit – und es wurde Mode. Die Kaiserin kam, der Kaiser berief den Kronrat, die Parlamente debattierten, der zuständige Minister nannte die Heim-

betriebe richtig Filialarbeitsstellen der Fabriken, die gleich diesen unter die staatliche Aufsicht gehörten – und damit war der richtige Weg zur Besserung, zur Gleichstellung der Heim- mit der Fabrikarbeit, bei der übrigens 1906 gleichfalls noch 13000 Kinder unter 14 Jahren beschäftigt waren, betreten – er erwies sich als sehr lang. Aber trotz solcher Mißstände war es nicht falsch, wenn der Reichskanzler nach der Auflösung des Reichstages wegen seiner Ablehnung der von der Regierung für die Fortführung ihrer Politik in Südwestafrika geforderten Mittel in seinem »Silvesterbrief« an den Vorsitzenden des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie schrieb, daß »es keinen Staat gibt, der mehr für Gegenwart und Zukunft der Arbeiter, für ihre materiellen und geistigen Bedürfnisse getan hätte, als das Deutsche Reich, ... die deutschen Arbeiter die bestgebildeten der Welt sind...« Nur bewies etwa eine solche Ausstellung, daß es große Lücken in diesen Fortschritten gab, die auch nicht auf die Heimarbeit beschränkt waren. In der Nummer 5 der Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen »Stahl und Eisen« vom 1. März 1906 wurde eine Rede des nationalliberalen Abgeordneten des Deutschen Reichstages Dr. Beumer wiedergegeben, mit der er am 12. Februar auf, wie es hieß, »unbegründete Angriffe gegen die deutsche Eisen- und Stahlindustrie« des sozialdemokratischen Abgeordneten Hue am 6. Februar, auf »eine Flut von Angriffen«, geantwortet hatte. Hue hatte mit dem Pathos, das den Sozialdemokraten jener Jahre eigen war und durch das sie dem Elend vieler Menschen, das sich schwer in Worte der Alltagssprache fassen ließ, Ausdruck zu geben versuchten, die Verhältnisse im Eisen- und Stahlgewerbe als ein noch weithin unbekanntes Land für die Sozialpolitik bezeichnet: »Anderthalb Millionen Arbeiter arbeiten dort mit unbeschränkter Arbeitszeit bei einer Hitze im Winter von 40 Grad, im Sommer in der reinsten Hölle. Die Zustände sind geradezu grauenhaft. Feuerbetriebe haben zum Teil 24stündige Schicht ohne Pause«, hatte er als ein »Wissender« behauptet.

Protektion

Zeichnung von Bruno Paul



„Du, Franzl, da schau hin, der Biehlmoser Ferdl derf scho Wasser tragen.“ — „A mei, dös san so Protektionsg'schichten; i woaß schon, sei Schwester hat a Kind von an Eckmaurer.“

Die Zeitschrift meinte dazu: »Ein derartiges Nachtbild menschlichen Elends wird nun zwar kein vernünftig Urteilender dem sozialdemokratischen Redner auch nur einen Augenblick geglaubt haben. Er wird sich vielmehr gesagt haben, daß in einem Lande mit so hochgebildeter Arbeiterschaft, so opferwilligen Unternehmern, so steigender Lebenshaltung, so langjähriger staatlicher Arbeiterfürsorge, wie Deutschland sie aufzuweisen hat, derartige Zustände gerade in dem Industriezweige einfach unmöglich sein müssen, dessen Leistungen unser Vaterland in erster Linie seine Achtung gebietende Stellung auf dem Weltmarkt verdankt. Er wird die Schauermär um so weniger für bare Münze genommen haben, als sie von dem Redner einer Partei ausging, die geradezu von der Verlästerung des deutschen Unternehmertums lebt und selbst durch die großartigsten Taten der Sozialpolitik nicht davon abgebracht werden kann, an dem Feuer verewigter Unzufriedenheit ihr Parteisüpplein zu kochen.« Nach diesem auch nicht gerade unpathetischen Vorspruch druckte »Stahl und Eisen« Stücke aus der Rede von Dr. Beumer ab. Da hieß es z. B.: »Nun, meine Herren, gehe ich im einzelnen zu der Widerlegung der Angaben des Abgeordneten Hue über. Regelmäßige 36stündige Schichten kommen natürlich überhaupt nicht vor. Eine 24stündige Schicht ist bei den Hochöfen lediglich dann nötig, wenn wegen der Sonntagsruhe Schichtwechsel eintritt. Ich bemerke aber, daß sich mit dieser Art des Betriebes seinerzeit bei der Sonntagsruhe-Enquête sämtliche vernommenen Arbeiter ausdrücklich einverstanden erklärt haben aus technischen und aus wirtschaftlichen Gründen. Im übrigen ist auch die Arbeit der Hochofenarbeiter zum Teil nur Kontrollarbeit. Dann hat der Herr Abgeordnete Hue gesprochen von einer 12stündigen Schicht, die ohne jede Pause stattfindet. Auch das ist völlig aus der Luft gegriffen. Zwar geht es in einem modernen Walzwerk sehr schwer und stramm zu, wie ich ausdrücklich zugebe; aber diese Arbeiten werden auch hochbezahlt, wie die Lohnlisten beispielsweise der Vorwalzer jedem nachweisen werden, der sie ein-

sieht. Regelmäßige Pausen lassen sich in einem modernen Walzwerk allerdings nicht einrichten.«

Ohne Frage lag also auch hier noch manches im argen – aber es ist ungewiß, ob die Mehrheit des deutschen Volkes davon erfuhr und solche Mißstände zu den wichtigsten politischen Ereignissen des Jahres 1906 zählte. Und damit erhebt sich überhaupt die Frage, was von den Zeitgenossen als wichtig erlebt worden und was wirklich wichtig gewesen ist. Offensichtlich ist das häufig nicht das gleiche.

Die Algeciras-Konferenz wurde als ein großes politisches Ereignis empfunden – aber bildete sie nicht nur den auffälligen Abschluß und das logische Ergebnis einer Entwicklung, die ihren Höhepunkt im Jahre 1904 gehabt hatte? Die Kaiser-, Zaren- und Königsbesuche, die man für das Jahr 1906 genau wie für jedes andere Jahr zwischen 1890 und 1914 in großer Zahl registrieren konnte, haben zweifellos, wie die Zeitungen zeigen, jedesmal wieder großes Aufsehen erregt; sie sind als Wahrzeichen des guten Einvernehmens der Fürsten und zuweilen sogar der Völker bezeichnet und Fortschritte auf dem Wege der internationalen Politik genannt, von vielen Menschen wohl auch als solche empfunden und hingenommen worden. Aber gewiß haben sie auf die wirkliche Politik keinen größeren Einfluß ausgeübt als etwa der von Fernsehen, Rundfunk und Presse so großartig den Millionen dargebotene Besuch der Königin Elisabeth II. in der Bundesrepublik: nämlich gar keinen. Sie haben den Ausbruch des Ersten Weltkrieges so wenig verzögert, geschweige denn verhindert, wie dieser jüngste Besuch die internationalen politischen Verhältnisse beeinflussen wird – und darf man anderes erwarten, darf man wünschen, daß eine Galafahrt, eine Reihe von Diners mehr bedeutet als die zielbewußte Alltagsarbeit der Auswärtigen Ämter der großen Mächte – sei es 1906 oder 1966?

Und noch eine andere Frage erhebt sich: Paul Weymar schreibt in seiner Biographie Konrad Adenauers: »...im Jahre 1906 begann

dann Adenauers kommunalpolitische Laufbahn.« Als zu Beginn des Jahres die Stelle eines Beigeordneten in der Kölner Stadtverwaltung frei wurde und mit einem jungen Richter aus Saarbrücken besetzt werden sollte, habe Adenauer den Führer der Kölner Zentrumsfraktion besucht und gefragt: »Warum nehmen Sie nicht mich, Herr Justizrat? Ich bin bestimmt genau so gut wie der andere.« Selbstbewußtsein und Initiative des jungen Adenauer hätten dem einflußreichen Manne so gut gefallen, daß er alsbald Adenauer zur Wahl vorschlug: Am 7. März 1906 wurde er, der auch zu den Liberalen gute Beziehungen unterhielt, mit 35 von 37 Stimmen zum Beigeordneten der Stadt Köln gewählt. Wie viele Menschen hielten am 7. März 1906 dieses Ereignis für wichtig? Und war es wichtig? Natürlich begann dort der Weg, dessen Höhepunkte wir miterlebt haben – aber konnte er nur dort und auf diese Weise beginnen?

Es hatte keine große politische Bedeutung, daß die Türkei, von England gezwungen, im Mai 1906 zugunsten Ägyptens auf die Sinaihalbinsel verzichtete, und es blieb politisch bedeutungslos, daß im Juli England, Frankreich und Italien sich zwar über die Unabhängigkeit Abessiniens einigten, gleichzeitig aber auch Interessensphären für den Fall des Zusammenbruchs des Kaiserreiches abgrenzten. Niemand konnte damals ahnen, welche politischen Konsequenzen und Verwirrungen schließlich daraus erwachsen würden, daß 1906 in Persien erstmals Erdöl gefunden wurde – woraufhin zunächst einmal 1909 die Anglo-Persian Oil Company ins Leben trat. Dagegen beunruhigte die europäischen Politiker die Rücksichtslosigkeit und Energie, mit der Japan seit 1906 Korea in seinen Machtbereich einbezog und ein Protektorat über ein Land errichtete, das nun enger an Japan gebunden wurde, als es jemals zu China gehört hatte. In den USA führte das zu japanfeindlichen Demonstrationen.
Daß Deutschland die Erwerbung eines Teiles von Neuguinea und Samoa abschloß, konnte in der Weite des Pazifischen Ozeans nicht

aufregend erscheinen, wenngleich darüber natürlich diplomatische Briefwechsel geführt wurden. Der Freispruch des 1894 wegen angeblichen Landesverrats auf die Teufelsinsel verschickten jüdischen Offiziers Dreyfus im Berufungsverfahren wurde über Frankreichs Grenzen hinaus in der ganzen Welt als ein Erfolg der liberalen und humanitären Kräfte gegenüber den reaktionären und den antisemitischen betrachtet und gefeiert.

Als Karl Schurz starb, erinnerte man sich noch einmal, daß er 1848 um der Freiheit willen Deutschland verlassen und sich nach dem amerikanischen Bürgerkrieg in den USA durch ausgleichende Klugheit bedeutende Verdienste erworben hatte – beim Tode des Linksliberalen Eugen Richter, eines ebenso kenntnisreichen wie unnachgiebigen Gegners von Bismarck, gedachte man der innenpolitischen Auseinandersetzungen jener Jahre, die auf die Zeitgenossen vielfach kleinlich, unsachlich, unwürdig gewirkt hatten, nun aber vor dem Hintergrund z.B. der Affäre Eulenburg wie ein Zeitalter politischer Rigorosität und Unbestechlichkeit erscheinen konnten.

In Belgisch-Kongo begann 1906 die Belgische Katanga-Bergbau-Union mit dem Bergbau, der später so große und umstrittene politische Bedeutung erhalten sollte.

Doch gab es auch umgekehrt Ereignisse, welche damals die Menschen erregten und erschütterten, wenige Wochen oder Monate später aber vergessen, von neuen verdrängt waren. Dazu gehörten das große Bergwerksunglück im französischen Courrière, der etwa zehn Tage anhaltende Ausbruch des Vesuvs, der eine Reihe von Ortschaften vernichtete und einige hundert Menschen tötete, ein Erdbeben in Kolumbien, das wie mit einer gewissen Fortschrittsgenugtuung in der Presse als das schwerste seit Erfindung des Seismographen bezeichnet wurde, und schließlich die Zerstörung des größten Teiles von San Francisco durch Erdbeben und Feuer. Auf mehrere Jahre bildete schon ab Mai 1906 der Wiederaufbau der Stadt, in der am 18. April 28000 Häuser zerstört worden waren, für die Stahlfirmen,

auch für deutschen Baustahl, einen so guten und einträglichen Markt wie London für Bauholz aus Skandinavien und den Ostseeländern nach dem großen Feuer von 1665.
War es irgendwofür zuverlässig kennzeichnend, daß man in Deutschland am 14. Oktober auf den Schlachtfeldern und in der Presse der Niederlagen bei Jena und Auerstedt gedachte und dabei alsbald auf die gegenwärtige Stärke zu sprechen kam, während in Frankreich der gleiche Gedenktag, der eines napoleonischen Sieges, von der Republik nicht gefeiert und nur von wenigen Zeitungen beachtet wurde?

Aber kommen wir allmählich zum Ende unserer Betrachtung und fragen noch einmal: Wie empfanden die Menschen im Jahre 1906 die weltpolitische Situation, die Freundschafts- und Rivalitätsverhältnisse der Völker, die Position ihres eigenen Vaterlandes darin, die Aussicht auf Krieg und Frieden, auf sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt?
Es wurde bereits anfangs darauf hingewiesen, daß man sich um 1906 angewöhnte, Stärke, internationales Prestige, eines Staates Lebenskraft und die Zukunftsaussicht der Völker an Produktion und Verbrauch von Eisen und Stahl, danach auch an dem von Kohle und Koks abzulesen.
Daß die USA bereits die stärkste Industrienation waren, wagte niemand zu bezweifeln – nur scheute man sich in Deutschland davor, diesen Über-Großstaat im europäischen Sinne machtpolitisch von vornherein dem Block oder Bündnis zuzuordnen, dem allein er sich zuwenden konnte, wenn er die Neutralität des Zügleins an der Waage aufgab.
Der deutschen Eisen- und Stahlindustrie ging es 1905/06 relativ kaum weniger gut, zumal die Gründung des Stahlwerksverbandes feste Preise garantierte, die Bautätigkeit ständig zunahm und alle eisenverarbeitenden Industrien eine gute Marktlage meldeten.

Wie verschieden die Entwicklung in den Hauptproduktionsländern für Roheisen in den ersten fünf Jahren des 20. Jahrhunderts verlaufen war und welche wirtschaftlich-politisch-militärischen Prognosen sich daraus ableiten ließen, wird an wenigen Zahlen ganz deutlich:

Die USA erzeugten 1900 14,0 Millionen t, 1905 23,4 Millionen t,
Deutschland erzeugte 1900 8,5 Millionen t, 1905 11,0 Millionen t,
England erzeugte 1900 9,0 Millionen t, 1905 9,7 Millionen t,
was eine Zunahme von 58 bzw. 29 bzw. 8% bedeutete.

Deutschland hatte also England nicht allein in der Menge der Produktion erheblich überholt, sondern zeigte auch eine mehr als 3,5mal so schnelle Produktionssteigerung wie England – freilich eine nur halb so große wie die USA. Es war gewiß menschlich verständlich – aber politisch gefährlich –, wenn man an dieser Stelle der politischen Analyse oder Interpretation dieser Zahlen stehenblieb und nicht folgendermaßen fortfuhr: In einem europäischen Kriege wird also – falls man die Produktion der jeweiligen Verbündeten als etwa gleich ansieht und damit aus der Betrachtung ausschließen kann – Deutschland eine um etwa 15% stärkere Roheisenmacht einsetzen können; sollte diese Überlegenheit jedoch genügen, um Großbritannien der Niederlage nahezubringen und damit die Möglichkeit einer deutschen Suprematie in Europa heraufzubeschwören, dann müßte man, wie jeder bedeutendere deutsche Industrielle und Auslandskaufmann 1905/06 dem General- und dem Admiralstab sowohl wie dem Auswärtigen Amt versichern konnte, die 23,4 Millionen t Roheisen der USA, mehr als 40% der Welterzeugung, als kriegswirtschaftliches Potential der Gegenseite in das Kalkül miteinbeziehen – mochten die USA es auch militärisch vielleicht bei wohlwollender Neutralität zugunsten Großbritanniens bewenden lassen. Im übrigen betrug die britische Kohlenförderung 1905 mit 24 Millionen t etwa 40% mehr als die deutsche mit 17,4 t (die der USA lag über 35 Millionen t); und der britische Kohlenexport z. B. nach Frank-

reich, Skandinavien, Italien und zu den Bunkerstationen für die Handelsschiffahrt in aller Welt hatte bereits in Friedens-, um wieviel mehr noch in Kriegszeiten sehr große politische Bedeutung, indem nur der versorgt wurde, der die richtige Politik vertrat.

Da solche Überlegungen aber dem allgemeinen Optimismus und der dem Volke grundsätzlich sympathischen Zuversicht ihres Kaisers nicht entsprachen, erfreute man sich lieber an der Tatsache, daß der Eisenverbrauch in Deutschland je Kopf der Bevölkerung 1890 bis 1905 von 81,7 auf 116,4 kg gestiegen war – wieder ohne zu bedenken, daß die Erzversorgung für eine solche Steigerung von Erzeugung und Verbrauch auf lange Sicht nicht garantiert war – oder umgekehrt gerade mit dem Hinweis auf diesen militärisch-strategisch höchst unerwünschten Zustand und die Tatsache, daß man ihn nur durch die Eroberung etwa französischer Erzgebiete beseitigen könnte.

Ohne Frage: Es lebte sich gut in Deutschland. So wanderten z. B. von Jahr zu Jahr absolut und relativ weniger Menschen aus: 1887 über 104000 = 2,2 pro Mille der Bevölkerung, 1894 nur noch 0,8 pro Mille, 1905 28075 = 0,47 pro Mille, 1906 31000 = 0,5 pro Mille, von denen übrigens 96% in die USA zogen, wo es, einer Zählung von 1900 entsprechend, bereits mehr als 2,7 Millionen Menschen gab, die noch im Deutschen Reich geboren waren. Die relativ meisten deutschen Auswanderer kamen übrigens – wenn man einmal von den Auswanderungs-Hafenstädten Hamburg, Bremen und Lübeck absieht – aus den sozial unterentwickelten deutschen Gebieten, den preußischen Provinzen Westpreußen und Posen (107 bzw. 181 je 100000 Einwohner), Oldenburg (90) – die übrigens auch die geringste Zahl der Universitätsstudenten stellten – und den Reußischen Staaten in Thüringen (85 bzw. 75), wo es keine wirtschaftlich-sozialen Entwicklungsmöglichkeiten gab, während der Reichsdurchschnitt 1906, wie erwähnt, bei 50 : 100000 lag.

In seiner Botschaft an den Kongreß sagte Präsident Roosevelt am

4. Dezember 1906: »Als Nation erfreuen wir uns nach wie vor eines buchstäblich noch nicht dagewesenen Gedeihens; und es ist wahrscheinlich, daß nur rücksichtslose Spekulation und unrechtmäßige Geschäftsmethoden diesem Gedeihen wesentlich Abbruch tun können.«
Stolz, Selbstbewußtsein, Optimismus und auch Sozialkritik kamen in diesem Satz zum Ausdruck, den auch F. D. Roosevelt drei Jahrzehnte später hätte sagen können, wenn nicht das Erlebnis der großen Weltwirtschaftskrise solchem superlativischem Denken ein für allemal ein Ende bereitet hätte. In den Jahren der immer stärker werdenden Diskussion um die Stellung einer britischen Kolonie, die dann schließlich zur Unabhängigkeitserklärung in Nordamerika und zur Gründung der USA geführt hatte, schrieb Friedrich der Große in seiner Broschüre »De la littérature allemande«: »Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahinkommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unseren guten Schriftstellern von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich künde sie euch an, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses; von ferne schaue ich das Gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.«
Annähernd so, wie der nicht gerade chauvinistische und imperialistische große König es vorausgesagt hatte, kam es – für das Reich des Geistes. Und in Europa bildete man sich von Deutschland die – nicht falsche – Vorstellung von einem Lande und Volke der friedlichen Dichter und Denker. »Was schätzen Sie an Deutschland am meisten?« hieß die Frage, welche die Berliner Zeitung »Der Tag« im Dezember 1906 an viele bekannte Männer fast aller europäischen Nationen richtete. Die Antworten fanden kein Ende mit der Be-

wunderung für den deutschen Idealismus, die Philosophie und die Musik, für Leibniz, Wagner und Heine. Doch das, was Roosevelt voll nationalen Selbstbewußtseins über die Leistungen des amerikanischen Volkes und The State of the Union hatte sagen können, ohne daß eine Stimme in der Presse der Welt sich dagegen erhob – das, die gleichen Leistungen, den gleichen Optimismus, das gleiche Selbstbewußtsein, verübelte man dem deutschen Volk, teils weil es damit nicht dem bequemen Bild entsprach, das man sich von ihm gemacht hatte und nun behalten wollte, teils weil es damit in der Mitte Europas ein wirtschaftlicher und sozialer, vielleicht eines Tages auch ein politischer Unruheherd würde.

Die Leistungen Bismarcks, Krupps, Thyssens und der deutschen Arbeiter, die der drängenden sozialistisch-gewerkschaftlichen Kritik mit der Drohung des marxistischen Umsturzes, die der Staatsführung und der ministeriellen Verwaltung, schließlich die des einsichtigen und um sein eigenes künftiges Wohl besorgten Unternehmertums – sie alle konnten nicht in Bücherschränke gestellt und in Stunden der Seele und des Geistes genossen werden, sondern sie bildeten Tatsachen, die in der Politik der Welt als höchst lästige Herausforderungen empfunden wurden. Es sei das Deutschland von 1860, das er liebe, antwortete dem »Tag« Gabriel Hanotaux, ein früherer französischer Außenminister, gelehrter Geschichtsschreiber Richelieus und des modernen Frankreichs – er drückte nur besonders elegant und eindrucksvoll das aus, was auch die andern dachten: In der Zeit vor Bismarck und dem großen politischen und industriewirtschaftlichen Aufschwung waren die Deutschen ohne Deutschland den anderen Völkern Europas ein angenehmes, in einzelnen Personen selbst ein bewundernswertes Volk gewesen. Mit der Reichsgründung begann es, sich in den Augen der Franzosen zu ändern; als die deutsche Roheisenproduktion die britische überstieg, nahmen die Engländer Anstoß. Und die deutsche Politik, am ungeschicktesten und lautesten vertreten durch Kaiser Wilhelm II., gab sich nicht mit der

durch Deutschland verursachten Veränderung der Machtverhältnisse zufrieden, sondern erlaubte der Welt kaum je einen Augenblick, diese unbequeme Tatsache zu vergessen – mit dem Ergebnis, daß die anderen sich in ihrer Unruhe und Besorgnis über Deutschlands politisch-wirtschaftlichen Aufstieg zusammenfanden und daß es in der »Übersicht über die politische Entwicklung des Jahres 1906« in Schultheß' »Europäischem Geschichtskalender« Anfang 1907 beim Rückblick auf die Marokkofrage heißen konnte: »Mit dem Schluß der Marokkokonferenz war zwar die Besorgnis vor einer Gefährdung des Weltfriedens beseitigt, aber die durch die lange Erörterung hervorgerufene Spannung der Gemüter hielt noch lange an ... Man kann nicht sagen, daß die Diskussion in der Presse und in den Parlamenten von einem dringenden Verständnis der Interessen und Motive der Großstaaten zeugte. Die Darlegungen über Deutschland pflegten in dem mit Freude oder Trauer ausgesprochenen Urteil zu gipfeln, daß Deutschland isoliert sei, daß es bei dem Zerbröckeln des Dreibundes nur an Österreich-Ungarn eine Stütze finde, daß es seine glänzende Stellung aus der Zeit Bismarcks verscherzt habe, daß es überall für kriegerisch gelte und täglich unbeliebter würde ... Verantwortlich für diese Verschlechterung wurde in Deutschland gewöhnlich die Diplomatie und das ›persönliche‹ Regiment des Kaisers gemacht.« Die »Übersicht« fuhr fort: »In solchen Ausführungen wurde meist übersehen, daß die Unbeliebtheit Deutschlands die natürliche Wirkung seiner gestiegenen wirtschaftlichen und politischen Macht ist, daß der durch die große Volksvermehrung erzwungene Eintritt in die Weltpolitik ihr neue Gegner verschaffen und eine neue Konstellation der Mächte herbeiführen mußte. Das alte Deutschland, das eine ausschließlich mitteleuropäische Macht war, konnte leicht im Auslande – abgesehen von einigen seiner Nachbarn – beliebt sein und den Ruf der Friedfertigkeit genießen; das neue Deutschland, das mit allen Nationen in Handel und Industrie konkurriert, das nach Kolonialbesitz strebt und Länder okkupiert,

auf die auch andere ihr Auge geworfen hatten, kommt ganz von selbst in den Ruf des Friedensstörers und begehrlichen Zugreifers. Niemand hatte von ihnen eine solche Entwicklung erwartet: darum rechnet der gemeine Verstand den Deutschen das zum Verbrechen an, was für andere Nationen selbstverständlich ist.«

Wir mögen dieses Bild heute hier und da korrigieren – die historische Kritik ist immer leichter als die zeitgenössische und braucht die Gegenkritik weniger zu fürchten. So sahen die Deutschen von 1906 sich selbst in ihrer Gegenwart – nicht schuldbewußt und zerknirscht, sondern stark, fleißig, gesund und jung: als ein Volk mehr der Zukunft als der Vergangenheit; gelegentlich verärgert, zuweilen amüsiert über seinen Kaiser, häufig aber doch auch zufrieden mit ihm, der der Welt sagte, was sehr viele selber dachten.

Auch in Maximilian Hardens »Zukunft« enthielt das letzte Heft des Jahres einen Rückblick, in dem es abschließend hieß – im Weissagestil des Festredners, der auch nach einem Jahre noch recht behalten haben möchte –: »Das Jahr 1906 hat, alles in allem, so viele Hoffnungen erweckt, daß sein Nachfolger Mühe haben wird, die vom Vorgänger ausgestellten Wechsel prompt einzulösen.«

Das wäre nun wiederum ein gutes Thema für neue Silvester- oder Neujahrsüberlegungen von der Art gewesen, wie wir sie am Anfang unseres Rückblicks angestellt haben.

Stefan Andres

Jahrgang 1906 · Ein Junge vom Lande

Ich stamme aus einem Seitental der Mosel, aus einer Landschaft also, wo Kelten, Römer und Franken einander überschichtet und dann miteinander vermischt haben. Das Flüßchen, das einst durch dieses Tälchen floß, heißt: Dhron. Meine Vorfahren väterlicherseits besaßen hier eine Mühle, und noch viele andere Mühlen klapperten in diesem »schönsten Wiesengrunde«, auf dessen Schieferhängen heute die Rieslingrebe wächst. Meine Mutter stammt vom Hunsrück, genauer: aus dem Hochwald.

Die Mühle lag weitab von den Menschen. Zwar gab es auf der Breitwies einen Nachbarn, der auch ein Müller war, und bis zum Dhrönchen, wo ein paar schmale Giebel beieinander standen, hatten meine Eltern nur eine Viertelstunde zu gehen. Aber der Doktor und Apotheker, die Ämter und die Schule, alles lag stundenweit jenseits der Berge. Die einzige Hilfe, die meine Eltern hatten, bestand in einer Magd und einem Knecht. Von all den Hilfeleistungen der Technik, die heute Frauen am selben Platz so selbstverständlich sind wie die Finger an der Hand, gab es nicht eine. Es fing an mit dem Anzünden des Herdfeuers, mit dem Heizen der Öfen. Über das elektrische Licht las man in der Zeitung wunderbare Dinge, aber die Talsperre an der Dhron war erst geplant, und so gab es keine Stromquelle im weiten Umkreis. Da ich damals noch nicht auf der Welt gewesen bin, ließ ich mir in späteren Jahren von meinen Schwestern über jene Zeit erzählen, und ich erfuhr, daß sie für meine Eltern einen engen Durchgang bedeutete. Neun Kinder wurden geboren, von denen drei bald nach der Geburt starben, weil der Arzt zu spät kam

oder das Mittel gegen die Krankheit – die Diphtherie – noch nicht erfunden war. Die Sorge um die Gesundheit der Pferde hatte den Schlaf meiner Mutter entkräftet. Das Schlafzimmer der Eltern lag über dem Stall. Wenn nun ein Pferd bei Nacht sich rührte und zu scharren begann, sprang sie sofort aus dem Bett, entzündete die Laterne und eilte, einerlei ob es Sommer oder Winter war, in den Stall hinab und begann dort ihre Kuren, welche nicht immer anschlugen. Mein Vater pflegte zu sagen: »Die Pferde scharren der Mutter durch den Leib.«

Auf dieser Mühle nun wurde ich am 26. Juni des Jahres 1906 geboren. Es war mittags, als die Schnitter vom Hafermähen heimkamen. Meine Mutter befand sich damals in einem besonders gedeihlichen Zustand. Vater hatte ihr ein Fäßchen Rotwein – ein Oehmchen, rund 60 Liter – in den Keller gelegt. Dieses Oehmchen, so hatte er angeordnet, sollte die Mutter in den letzten Monaten vor meiner Geburt allein trinken. (Er selbst und die ganze Familie trank alltags den herben, aber so gesunden Apfelwein, den man selber von den eigenen Holzäpfeln kelterte.) Vaters Rezept bestand die Probe: Mutter erhob sich am dritten Tag nach meiner Geburt und buk den Schnittern die Pfannkuchen – ich vermute, weil sie fürchtete, daß die Magd und die halberwachsenen Töchter in ihrer Abwesenheit sinnlos unter den Küchenvorräten »hausten« und sogar die Katzen sich ein Fest machen würden. Überhaupt legte Mutter in den Monaten vor und nach meiner Geburt eine an ihr ungewohnte Herzensruhe an den Tag. Die gröbsten Sorgen um die Kinder, die Müllerei und die kleine dazugehörige Landwirtschaft lagen nun ja auch hinter meinen Eltern. Und sie hatten aus Dankbarkeit gegen den Himmel vor meiner Geburt in der Kirche von Leiwen gelobt: wenn das erwartete Kind ein Knäbchen wäre, wollten sie es dem Dienst Gottes widmen und Priester werden lassen. Freilich, man unterließ es, meine Zustimmung einzuholen. Ich wurde in der Kirche in Leiwen auf den Namen des Erzmärtyrers getauft, weil dieser furchtlose

Ekstatiker, mit den Steinen im Bausch seiner Dalmatika, an der Mosel als Weinheiliger in besonderer Verehrung steht. So gab es nun zwei Stefani in der Familie. Mutters einfacher Hinweis, daß Vaters Vater und Großvater Stefan geheißen hatten und daß der Name weitergegeben werden müsse, entschied. Diesen Großvater, der auch »Der Riedenburger« hieß, habe ich nicht mehr gekannt. Es war ein kurzgeratener und wie Mutters Vater rothaariger und ebenfalls sehr zornmütiger und tyrannischer Mann, der noch mit Eseln die Säcke transportierte. Vater hatte seine Körperlänge und sein ausgeprägt heiteres Temperament von seiner Mutter geerbt, die Olf hieß. Deren Vorfahr, ein Schwede, hatte im Dreißigjährigen Krieg sein Herz an ein hübsches Mädchen – oder an einen guten Weinkeller, wer weiß das? – verloren und war ein Moselwinzer geworden. Ich habe noch bei Verwandten die Knöpfe seiner Uniform gesehen.

Wir zogen im Jahr 1910 aus dem Dhrontal fort – warum, werde ich noch dartun –, und so ist der Raum meiner Kindheitserinnerungen wie bei dem Volk Israel säuberlich aufgeteilt in die Zeit vor und nach dem Auszug. Da ich aber, als wir das Tal verließen, noch nicht ganz vier Jahre zählte, wären all meine Erinnerungen aus jener frühen Zeit, so hörte ich seelenkundige Fachleute räsonnieren, Aufarbeitungen aus den Erzählungen anderer: denn das gäbe es nun einmal nicht, daß unsere Erinnerungskraft bis ins dritte oder gar zweite Lebensjahr hinabreiche. Die Zeit der Kindheit auf der Mühle, wie ich sie im »Knaben im Brunnen« darstellte, müsse mithin als Mischprodukt aus meiner Fantasie und den Erzählungen meiner Geschwister gelten. Dieser kritische Vorwurf, welcher ja nicht den ästhetischen Wert des Werkes berührt, könnte mir gleichgültig erscheinen, ist es mir aber keineswegs. Ich begann darum meine älteste Schwester, jene Katharina aus dem »Knaben im Brunnen« – sie ist 16 Jahre älter als ich – über gewisse Vorkommnisse aus der Zeit im Dhrontal auszufragen. Ich sagte mir: wenn sie sich heute noch an

dieses und jenes kleine Vorkommnis erinnert, hat sie es dir zu irgendeiner Zeit erzählt; erinnert sie sich nicht, dann ist es klar, woher ich mein Wissen habe. Ich fragte sie also: »Erinnerst du dich an folgende Begebenheit: ich trug noch das bunte Röckchen. Ihr spieltet – viele Mädchen spielten unter den hohen Bäumen neben dem Bach (es waren Pappeln, stellte ich später fest). Ihr tanztet im Kreise. Ich kam und wollte mittanzen, aber ihr lachtet mich aus. Da stand ich nun außerhalb eures Reigens, sah euch zu und weinte.« Katharina schüttelte den Kopf: »Wir haben soviel auf dieser Wiese gespielt. Vielleicht waren Schanens Kinder aus Trier bei uns zu Besuch.« Daß man mich nicht mittanzen ließ, sagt mir, daß ich noch keine drei Jahre alt und noch unsicher auf den Beinen war. Und ich fragte Katharina weiter: »Erinnerst du dich noch an das kleine blaue Pferd, das auf dem Örtchen an die Wand gemalt war?« Sie zog die Stimme vor Staunen in die Länge und Höhe und gestand, das Pferdchen hätte sie längst vergessen gehabt. Tränen kamen ihr in die Augen: wirklich, das habe Vater dorthin gemalt, um den Kindern einen Spaß zu machen.
Ich könnte aus dieser frühen Kindheit ein ganzes Mosaik aus solchen Erlebnissteinen zusammensetzen, aber das habe ich im »Knaben im Brunnen« bereits getan. Ich wollte mit diesem Wiederbeleben einiger, sehr früher Kindheitserinnerungen nur dartun, daß sie durchaus möglich sind, falls zwei Bedingungen zusammentreffen: der hinreichend beeindruckbare Träger solcher Engramme und eine stille, an sinnlichen Reizen wohltemperierte Umwelt, welche dem Kind in unserer Zeit meist abgeht. Mich umgaben allein die zurückhaltende Natur: die Pflanzen, die Tiere und einige wenige Menschen, welche mich übrigens allesamt freundlich in Ruhe ließen. Ich sprach mit den Pferden, den Kühen, den Kälbern und sogar mit den Schweinen. Wo ich hinblickte, kletterte, kroch, sprang ein lebendiges Wesen, und wenn ich die Augen schloß, hörte ich rings um mich her all diese kleinen feinen Geräusche: die Welt war wie der

Eisentopf der Mutter, in dem die Speckgrieben tanzten und schrien. In soviel Stimmen, Bewegung und Farbe fühlte ich mich nie einsam, falls ich nicht etwas tat, das mir verboten war: etwa zu nahe an den Mühlteich zu treten oder einen Stein nach einem Spatz zu werfen. In solchen Augenblicken, da ich ein Verbot übertreten hatte, schwieg alsbald die ganze Welt, und ich empfand früh schon die Abgetrenntheit, in die uns die Sünde stürzt. Und nicht die strafende Hand, die mich züchtigte, entlockte mir Tränen und Geschrei, sondern die Scham, als Übertreter dazustehn und zu spüren, wie sich die andern von mir zurückzogen und mir zürnten.

Nach mir kam noch ein Mädchen bei uns an, das aber bald starb; ich war noch so klein, daß ich keinerlei Erinnerung an diese Gefährdung meines Platzes auf dem Mutterschoß bewahrt habe. Und doch erwies ich mich, als sich das ereignete, bereits imstande, meiner Mutter die Bluse aufzuknöpfen und mich zu ihrer lächelnden Erleichterung an ihrer Fülle zu laben. Ein Psychologe wird bei dieser Mitteilung wahrscheinlich die Stirn runzeln und aus einem solch späten Verfügen über die mütterliche Milchwolke allerlei Schlüsse ziehn. Mag er's tun! Ich habe zwar meine Mutter bis fast zum vierten Jahr als meinen ausschließlichen Besitz angesehen und Vater energisch fortgeschickt, wenn er, um mich zu hänseln, seine Frau zu küssen versuchte. Aber das allgemeine Gelächter, das ich jedesmal mit meinen Ausschließlichkeitsansprüchen erregte, belehrte mich offenbar bald, daß es gegen diesen ebenso gewaltigen wie liebenswürdigen Nebenbuhler keine dauernde Abwehr gab. Und ich kann an meiner seelischen Gestalt trotz vorsichtigstem Abtasten nicht einmal die Zehe eines Ödipuskomplexes entdecken: ich erblickte in diesem einfachen, gütigen und männlichen Mann von Jugend auf den Inbegriff eines Vaters, nach dessen Bild ich mir den andern, den im Himmel zurechtformte. Nur daß der kein Müller war und keine Säcke trug, sondern sich mit Sonne und Mond und allen Sternen verlustierte.

Mein Vater erzählte mir, wenn ich auf seinen Knien saß, kurze Geschichten von Gott, den Engeln und bestimmten Heiligen; meist waren es Märtyrer. An Sonn- und Feiertagen fuhren die Eltern in die Kirche nach Leiwen. Vater ließ anspannen, und wir setzten uns in die »Schäß« (chaise) und rumpelten über den Berg. Auch zu Hause wurden vor und nach Tisch bestimmte Gebete gesprochen, welche ich, ohne ein Wort zu verstehen, laut mitsprach. Die ohnehin schon seltsamen und auch noch in Hochdeutsch gekleideten Worte verursachten in mir beim Hervorbringen wohl dieselbe Lust, wie sie der Mensch bei magischen Beschwörungen fühlt. Meine Schwester, die mich, wenn es nicht die Mutter tat, auf den Knien hielt, mußte dann oft in mein Ohr hinein mein baalspriesterhaftes Geschrei dämpfen, sie sagte: »Net so hart, Steffchen!« Sobald das Ende des Gebetes gekommen war, erschien mir die Stube verändert, das Gespräch klang mir seltsam wesenlos, ohne daß ich freilich solche Gefühle je hätte äußern können.

Manchmal gingen meine Eltern mit den Geschwistern und den Nachbarn zum »Bildchen«. Das war ein Kapellchen am Abhang eines Berges mitten im Wald. Unterwegs beteten sie den Rosenkranz, eintönig, inständig. Irgendein Übel mußte abgewandt, irgendein Gut herabgefleht werden: eine Kuh stand vor dem Kalben, die Schweine hatten den Rotlauf, Vater hatte sich im Eishaus die Nieren erkältet, der Sohn eines Müllers im Tal war beim Schwimmen in der Mosel ertrunken.

So fern die Mühle auch dem Treiben der Welt lag, die Nachrichten von draußen drangen in mannigfacher Gestalt ins Tal. Von seiner Fahrt durch die Dörfer brachten Vater oder der Knecht stets allerlei Neuigkeiten mit, gute und schlechte. Bettler, Zigeuner, Handwerksburschen auf der Walz, Hausierer und sonstiges vagierendes Volk kehrten bei uns ein. Die Bettler drückten die Tür ein wenig auf und beteten ein Vaterunser, bekamen alsbald ihr Stück Brot – und zogen weiter. Die übrigen, zumal die Handwerker, bat Vater meist selber

herein, ließ sie, wenn es gerade Essenszeit war, am Tisch niedersitzen und holte sie mit seinen Fragen aus. Mochten die Mutter und die Schwestern ruhig die von den Fahrenden benutzten Löffel und Gabeln in Lauge auskochen, er lachte über ihre Angst vor den unsaubern Mäulern der Fremden und belehrte seine Familie dahin, daß diese Leute Menschen seien genau wie wir; nur führten sie ein andres Leben und erschienen uns darum fremd. Heute gibt es keine Bettler mehr, die eine Haustür aufklinken und ein Vaterunser beten, keine Handwerksburschen, keine Scherenschleifer, keine wahrsagenden Zigeuner. Und wo es sie noch gibt, ist ihnen der Zutritt in die Häuslichkeit der ehrbaren Leute selbst auf den Dörfern verwehrt. Der Abstand zwischen den Menschen hat sich seit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg um dieselbe Spanne vergrößert, als die technische Zivilisation unter uns vorangeschritten ist – heute legt selbst der Gelegenheitsarbeiter Wert auf eine Schelle an seiner Haustür.

Das Jahr 1910 brachte für die Müller an der Dhron, aber auch für den ganzen Landkreis ein wichtiges Ereignis: die Stadt Trier erbaute an der Dhron eine Talsperre. Das gestaute Wasser wurde durch den Berg zur tiefer gelegenen Mosel geleitet und trieb an ihren Ufern ein Turbinenwerk, das elektrischen Strom für das ganze umliegende Land erzeugte. Freilich floß nunmehr die Dhron unterhalb der Sperrmauer nur noch als eine Erinnerung ihres einstigen schallernden Wellenspiels. Dieser Blick in ein zukünftiges Dhrontal ohne Dhron war für alle Müller betrüblich, aber die Aussicht auf eine gute Abfindung durch die Stadt Trier, welche ja auch jedem Müller die Wassergerechtsame abkaufen mußte, war für meinen Vater sehr verlockend. Sein Tagewerk auf der altmodischen Wassermühle setzte seiner Gesundheit von Jahr zu Jahr mehr zu. Und der Gedanke an die Zukunft seiner Kinder ließ ihn in die Ferne blicken. Zuerst dachten meine Eltern daran, ins »Ländchen« zu ziehen, wie sie Luxemburg nannten. Hätten sie es getan, wäre ihnen der artige

Wohlstand, der ihnen durch zähen Fleiß, Umsicht, Sparsamkeit und den Verkauf der Mühle zugeflossen, nicht so arg zerronnen, wie es dann im ersten Weltkrieg und der ihm folgenden Inflation geschah. Wahrscheinlich gab meine Mutter den Ausschlag, als man beschloß, im Lande zu bleiben. Sie siedelten sich in Schweich nahe bei Trier an, wo sie ein geräumiges Haus und eine kleine Landwirtschaft angingen.

Für mich bedeutete dieser Umzug viel mehr als für meine Eltern und Geschwister: der kleine Umkreis meines bisherigen Lebens weitete sich, wie es mir damals vorkam, ins nicht mehr Faßbare, ins Ungeheure aus. Schweich war damals ein Dorf von 6000 Einwohnern. Auch meine Familie hatte Angst vor dem großen Dorf – und zwar meinetwegen. Meine Schwestern zogen mir eine schwarze Kittelschürze an, sperrten das Hoftor zu und gedachten, mich auf so einfache Weise zu Hause zu halten; ich zog die Kittelschürze aus, kletterte über die Eisenkringel des Tors und lief von zu Hause fort – die Weite rief mich.

Als wir nach Schweich zogen, gab es dort noch keine Kanalisation, kein elektrisches Licht, keine Straßenbeleuchtung. Auf dem Katzenkopfpflaster spiegelten Jauche- oder Regenpfützen den Himmel; in der Kulang, wie wir die Gosse nannten, trieben die Abwässer aus den Küchen und Ställen; die Düngerhaufen bauten unmittelbar an den Straßen ihre goldfädige, in der Morgenkühle dampfende Pracht auf, über ihnen ragten die Jauchepumpen als die Wahrzeichen des zivilisatorischen Fortschritts. Und da gab es Spiel und Streit, Geschrei und Beulen, zerrissene Hosen und aufgefallene Knie – und zu Hause dann das hochstimmige Lamentieren der Schwestern, die es einfach nicht faßten, was für ein rauhliger Junge in diesem bisher kreuzbraven, ruhigen Kind geschlummert hatte.

Mein Leben war in das Zeitalter der Technik eingetreten – und zwar präzis mit dem Umzug meiner Familie in das Moseldorf. Ich ging zum ersten Mal über eine große steinerne Brücke, und von dieser

Brücke herab erblickte ich den ersten Eisenbahnzug – er fuhr unter dem Uferbogen der Moselbrücke her und hüllte mich in Rauch und Staunen. In den Gassen von Schweich begegnete mir an einer Biegung gleich an diesem ersten Tag ein schnaubendes, knatterndes, klirrendes Etwas aus rotem Blech, vor welchem die Hühner, aus gereckten Hälsen krieksend und mit abgestreckten Flügeln, um ihr Leben liefen – ein schrecklicher Anblick! Vater erklärte mir, das sei ein Auto. Für mich sah dies glänzende, aufgeregte Etwas selber wie ein böses Riesenhuhn aus. Die Bauernfrauen und sogar die Großmütter liefen vor ihm davon und schauten ihm aus den Haustüren hervor mit verdrehten Köpfen nach – es lief sehr schnell, schneller als die Hühner, ja sogar schneller als die Hunde, die hinter ihm hersprangen. Später dann tat ich meine Angst vor diesem Schrecken der Dorfstraße ab, es war nunmehr für mich ein Wagen geworden, der dem Doktor gehörte, ein Wagen, in dem die Pferde winzig klein und aus Stahl bestanden und an einer inwendigen Deichsel angespannt liefen. Das Futter für diese Pferde, so erklärte mir Vater, kaufte der Doktor in der Apotheke – woraus ich schloß, daß diese inwendigen Pferde nicht ganz gesund sein könnten.
Eines Tages stand ich auf die gleiche unendlich überraschte Weise vor einer langen silbernen Wolke, von der mir verschiedene Nachbarjungen klarmachen wollten, daß es gar keine Wolke sei – sondern ein Zeppelin. Ich lief zu Vater, empört über die Jungen, und fragte ihn, was das sei – das da droben. Da hörte ich wieder das Wort Zeppelin, und ich sah, wie Vaters Gesicht andächtig wurde. Von ihm erfuhr ich: das war eine aufgeblasene Sache – wie eine Schweinsblase. Unter ihr hingen Häuschen. In den Häuschen saßen Menschen, Menschen wie wir. Sie schwebten durch die Luft, tranken dazu Wein, lachten und blickten auf uns beide herab. Sie waren froh, uns endlich in Schweich gefunden zu haben, versicherte mir Vater, in dem schmalen tiefen Dhrontal hätten sie stets vergeblich nach uns gesucht.

1915 lief ich zusammen mit einigen Jungen über die Moselbrücke zu den Wiesen vor Longuich – atemlos, das Herz hämmerte. Man hatte uns zugerufen, ein Flugzeug sei jenseits der Mosel notgelandet. Zwischen ein paar Apfelbäumen fanden wir es – es war ein Doppeldecker. Kein Flieger ließ sich weit und breit sehen. Wir packten an das Gestänge, kletterten an dem Gestell hinauf, blickten auf den leeren Sitz und das Schaltbrett, schließlich rührten wir sogar an den Propeller, der aus glattem Holz sehr fein gemacht war. Die linke Seite der Tragflächen ragte zerfetzt in die Luft, der Ast eines Apfelbaumes lag auf der Erde. Ein Junge, der gesehen hatte, wie das Flugzeug herabgerutscht war, stand da und ließ sich bewundern. Wir sprachen alle mit gedämpfter Stimme. Tage später baute ich mir mit einem Nachbarsjungen ein Flugzeug aus einem alten Kinderwagen – es war kleiner als das auf der Longuicher Wiese und sah genauso gebrechlich aus wie jenes. Daß es nicht flog, machte uns nichts aus, das andre konnte ja auch nicht mehr fliegen. Außerdem – wenn man die Augen schloß, stieg es sogar gelegentlich auf, um einen kurzen Kreis über den Dächern von Schweich zu ziehen. Vater blieb manchmal vor unserm Flugzeug stehen, schüttelte ernsthaft den Kopf und sprach ungefähr so: »Bis jetzt sind nur die Engel geflogen – und die Seelen der Verstorbenen. Und da frag ich mich: dürft ihr das eigentlich – so durch die Luft fliegen? – in den Himmel hinauf?« Ich rief mit bettelnder Stimme: »Ach, Vater, laßt uns doch! Ist ja so schön, das Fliegen!« Er lachte: »Und wenn ihr herunterfallt? Die Luft hat keine Balken. Ich geh lieber zu Fuß.« Und er wollte sich nie in unsre Flugmaschine setzen.

Es gab noch viele andre Wunder der Technik, die sich mir in jenen Jahren eins ums andre auftaten, allen voran: das elektrische Licht, welches blaugekleidete Männer uns eines Tages mit Drähten ins Haus legten, in alle Zimmer und Kammern, sogar in den Stall. Ich drehte in den ersten Wochen wohl hundertmal an Orten, wo mich keiner sah, den Schalter um und staunte mit offenem Mund über

die Wirkung, die meine Finger an den Porzellanknubbelchen hervorbrachten. Ich lauschte der Stimme des elektrischen Stromes an den Eisentüren des Transformatorenhäuschens und an den Telefonstangen, die mit ihrem Summen dunkel in die Weite lockten. Auch der zitternde Holzberg der Dreschmaschine, vor deren Namen ich mich zuerst gefürchtet hatte, regte mich auf, wenn der Strom hineingelassen wurde und die Korngarben in den metallischen Walzen verschwanden. Was diese Dreschmaschine alles auf einmal tat: sie holte die Körner aus den Ähren, bündelte Garben, sonderte hinten das Korn von der Spreu und füllte beides in die Säcke. Das war viel auf einmal, und ich begriff, daß die Maschine immerfort brummte und stöhnte, als betete sie, damit sie auch alles richtig mache.
Der Krieg sodann zeigte mir noch andre Dinge und Maschinen, die von der Technik hervorgebracht wurden: das nach Frankreich ziehende Heer bezog in unserm Dorf und sogar in unserm Haus Quartier. Ich konnte mit der Hand die Rohre der Kanonen berühren – und schauderte ein wenig: ich wußte ja, wenn man hinten drückte oder schob, kurz, etwas bewegte, kam vorne der Tod heraus. Und der sauste durch die Luft und suchte sich dann von oben das Beste aus. In Trier, hörten wir eines Tages, hätten die Franzosen aus Flugzeugen ein halb Dutzend Bomben geworfen, die miteinander durch Ketten verbunden waren. Und diese Bomben fielen durch die Dächer der Häuser und begannen nun erst ihr Werk: sie steckten das Haus an, richtig wie Brandstifter, und dabei waren zwei Personen bei lebendigem Leib verbrannt. So sah also der Krieg aus.
Es war an unserm Familientisch, als ich das erste Mal das Wort Krieg vernahm – das mußte, wie ich ausgerechnet habe, im Jahr 1911 gewesen sein, ich ging damals noch nicht in die Schule. Europa ruhte noch drei Jahre in seinem Glanz, eh das große Unglück freventlich heraufbeschworen wurde, das für die alte Welt alle Stufen des Untergangs bereithielt. Ich wollte wissen, was das sei: Krieg? Aber keiner rückte mit der Sprache so recht heraus. In der Schule

dann in den nächsten Jahren begegnete mir das Wort häufiger. Ich fragte nicht mehr, sondern erklärte es mir selbst. In dem Wort steckte der Ruf: »Ich krieg dich«, eine Drohung, die wir Jungen oft von den Erwachsenen und die schwächeren Kinder von den stärkeren zu hören bekamen. Im Krieg also mußte man laufen, weil einer hinter einem her war. Ich träumte oft von diesem Wort, bis es dann eines Tages aus der Bekanntmachungsglocke schellte und vom Kirchturm herab durch das Dorf läutete und mich im Nacken packte, aber nicht nur mich: die ganze Familie saß vor dem Wort verdonnert da, sogar der Vater, der an jenem Tage, als der Krieg ausbrach, zu uns sagte: »Kinder! Jetzt wären wir doch besser nach Luxemburg gezogen. Der Herrgott soll sie strafen, diese Bösewichter, die an diesem Krieg schuld sind!« In der Schule hörten wir es anders. Da belehrte man mich Achtjährigen, daß die böse Welt übereingekommen sei, Deutschland und Österreich klein, ja zu Häcksel zu machen; daß der Kaiser in Berlin bis jetzt ein Friedensfürst gewesen sei, daß er aber nun sein Schwert ziehe und die Hütten seines Volkes verteidigen werde. Und wir sangen: »Heil dir im Siegerkranz!« Später lernten wir Gedichte, darin Sätze vorkamen wie diese: »Auf jeden Stoß – ein Franzos! Auf jeden Tritt – ein Britt! Auf jeden Schuß – ein Ruß! Franzosen, Russen, Serben, sie müssen alle sterben!« Als ich mit solchem Geschwätz, stolz mich in die Brust werfend, nach Hause kam und militärisch grüßte, beugte sich mein Vater langsam zu mir nieder, gab mir eine Ohrfeige und sagte nur: »So, damit wir uns verstehn: in meinem Haus nichts von all dem da! Und mit deinen Schulmeistern muß ich mal reden.« Es gab noch ein paar solcher kriegerischen Zusammenstöße zwischen mir und meinem Vater. Ich schämte mich seiner ein wenig: er hatte nicht einmal gedient und zeigte keinerlei patriotisches Gefühl. In der Schule feierten wir die Siege an der West- und Ostfront mit Gesang und Schulfrei; zu Hause sprach man über Feldarbeiten. Und kam die Rede doch auf den Krieg, stockte das Gespräch. Alle

blickten zu Vater hin, aber der seufzte nur, sah zu seinem Ältesten hinüber, der gerade achtzehn geworden war, und er sagte immer häufiger, auf ihn hindeutend: »Ja, Mutter, der Jung muß auch noch ins Feld! Das dauert lang.«
Einmal fragte ich ihn, als die Kanonen von Verdun die Stubenfenster zum Klirren brachten: »Vater, sind das unsere Kanonen?« Seine Antwort lautete, sie blieb mir unvergeßlich: »Es sind Kanonen! Genügt dir das nicht?«
Ich habe in jenen Kriegsjahren von meinen Eltern nicht ein einziges Wort des Hasses gegen die politischen Gegner Deutschlands vernommen. Wenn über die Franzosen die Rede ging, so bedauerte man sie und fragte einander bekümmert, wie »die armen Leute da drüben«, wo der Krieg nun wütete, ihr Leben fristeten; wo sie wohl hingegangen seien, was mit ihrem Vieh geschehen sei – ihre Ländereien lägen durch die Löcher der Granaten doch sicherlich auf viele Jahre brach und wüst. In der Schule dagegen herrschte die Denkart und die Sprache des Militärs. Die Lehrer zeichneten mit bunter Kreide Fronten und Truppenbewegungen an die Schultafel und erzählten uns, daß die Franzosen schon lange kein Weißbrot mehr äßen, sondern nur noch Kartoffelschalen und, so hieß es, Sägemehlsuppe. Man zeigte uns auch Bilder von der »dicken Berta«: mit dieser Kanone müßten die Deutschen siegen. Zwischen diesen beiden Autoritäten, dem Elternhaus und der Schule, wurde ich hin und her gerissen, und ich wußte nicht, zu wem ich halten sollte.
Da erreichte uns 1915 die Stimme des armen Papstes Benedikt, dem es mit allen seinen Aufrufen und Friedensvorschlägen nicht gelang, die wie röchelnde Hunde ineinander verbissenen Regierungen und Generalstäbe auseinanderzureißen. So zerrieb ihn das furchtbare Bewußtsein, daß in dieser Welt das Wort Christi in den Stunden der großen Entscheidungen keinerlei Einfluß mehr habe – wieviel weniger das Wort eines Papstes! Seine Stimme aber, die auch mich, den kleinen Nationalisten, im Schoß meiner Familie erreichte, be-

stand in einem Gebet, das wir jeden Abend vor dem Schlafengehen auf den Knien in unserer Stube gemeinsam sprachen. Es begann mit den Worten: »In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, flehen wir, Jesus, zu deinem göttlichen und liebevollen Herzen...« Diese Stimme voll Menschenliebe und Vernunft zog mich langsam ganz auf die Seite der Eltern. Übrigens sei noch an dieser Stelle vermerkt, daß Benedikt XV. die 20 »Friedensartikel« von Versailles als »Kriegsartikel« verurteilt hat. Man sollte einmal die vergeblichen Proteste guter und bedeutender Päpste zusammenstellen. Sie füllten sicherlich einen ansehnlichen Folianten, dessen Lesung man vor allem jenen empfehlen müßte, die in ruhiger Zeit vom Stellvertreter Christi eine sehr geringe Meinung haben, wenn aber die Dinge des Menschen auf dem Wogenkamm einer ungewissen weltgeschichtlichen Stunde tanzen, alles von ihm fordern – und zwar aus der Weisheit des Hinterher. Denn zu der Zeit, als die Gefahr und die finstere Verwirrung alles umschlang, lebten diese späten Ankläger noch als spielende Kinder, so wie ich damals, da ich noch nicht wußte, wer im Recht war: meine Eltern oder meine Lehrer, der Papst oder Ludendorff...

Mein ältester Bruder rückte eines Tages ein – in die Kaserne und dann ins Feld. Seit dieser Zeit konnte man mit Mutter nichts mehr anfangen. Sie ging im Haus umher, düster und abgetrennt wie eine Taubstumme. Erst nach Monaten wurde Mutter wieder gesprächiger. Sie brachte viele Fragen, Klagen und Anklagen vor, die alle gegen Vaters Absicht gerichtet waren, die von ihm gezeichnete Kriegsanleihe zu verkaufen und den Ertrag in festen Werten anzulegen. Es stand damals ein geräumiges, schönes Haus zum Verkauf, auf das Vater halb schon seine Hand gelegt hatte – allerdings auch der Viehhändler Moses. Mutter begann stets damit, von den Zinsen zu sprechen, die wir durch den Verkauf der Kriegsanleihe verlören. Vater erklärte ihr darauf immer dasselbe – und ich wunderte mich

damals, wie oft man Frauen mit denselben Argumenten, und zwar ohne jeden Erfolg, kommen kann: es sei besser, die Eier zu verlieren als die Henne vom Fuchs fressen zu lassen. Ich verstand bald den Vergleich: die Eier waren die Zinsen, die Henne war das in die Kriegsanleihe gesteckte Kapital, der Fuchs – nun, wer das ganz genau sei, blieb auch für Vater offenbar im Ungewissen. Doch daß es diese Füchse gab, bewies er uns an der Entwertung der Assignaten. Das war ja erst vor ungefähr 100 Jahren passiert. »Da haben die Leute hernach den Abtritt mit diesen hübschen Papierchen tapezieren können«, auf solche und ähnliche Weise erklärte uns Vater die Folgen einer Geldentwertung. Aber Mutter: »Was du nicht alles erzählst! Geld bleibt Geld, das wär ja noch schöner!« Und Vater: »Ja, Suschen, aber du siehst doch: wenn du heimlich Brot und Eier den Hamsterern verkaufst, verlangst du denn genausoviel wie vorm Jahr?« Darauf antwortete Mutter, ohne recht zu begreifen: »Ich hab noch keinem die Stross (Gurgel) zugehalten.« (Das war richtig, sie wucherte nicht mit dem Brot, aber sie nahm doch mit ablehnendem Gesicht und blinkenden Augen an, was die Städter ihr mit heftigen Gebärden hinzahlten. Und das war bald ein Vielfaches des früheren Preises, worüber sich Mutter sehr wunderte – und freute.) Vater blickte bei Mutters ausweichender Entgegnung mit einer Leidensmiene gegen die Stubendecke. Eines Tages – daran erinnere ich mich noch so gut, als wär es gestern geschehen – stellte er die Frage, die uns alle, vor allem Mutter, wie ein Faustschlag ins Gesicht traf, wie ein Fluch, wie eine Gotteslästerung: »Und wenn wir den Krieg verlieren?« Mutter stand sofort auf, sie war gewiß bleich geworden auf ihrem sonst braunen Gesicht. Sie zog sich die schwarze Seidenschürze an, legte sich das Kopftuch über, winkte mich herbei und sagte leise in mein Ohr: »Komm, Steffchen, wir gehn mal zum Dechant.« Die Kirche war für meine Mutter in allen Lebenslagen die letzte Instanz. Ich weiß noch genau, wie der greise Dechant auf ihre Frage, ob Deutschland den Krieg

verliere – und ob man die Kriegsanleihe verkaufen solle, ihr die Hand auf die Schulter legte und sagte: »Wenn es sonst nichts ist, Frau Andres, dann seien Sie ganz ruhig. Wir verlieren den Krieg nicht. Das kann Gott nicht zulassen.« So ähnlich sprach er, und Mutter sagte zu mir beim Verlassen des Pfarrhauses: »Siehst du, Steffchen, was hab ich dir gesagt?« Einmal, als sich der Kampf zwischen meinen Eltern zugespitzt hatte, fragte mich Mutter, wir saßen gerade auf der Station der Moseltalbahn: »Nun sag du es mir doch, Steffchen! Der Dechant ist doch ein studierter Mann, der weiß doch mehr als dein Vater... Sag doch: verlieren wir den Krieg?« »Nä, Mutter, das gibt es nicht!« antwortete ich sofort in anordnendem Ton, aber ich empfand in meinem Herzen etwas wie einen Schmerz, als hätte ich mit dieser Antwort den Vater im Stich gelassen, ihn verraten.

Es kam, wie es kommen mußte: die Frau siegte. Und das Wort Gottes zu Eva, das mir eigentlich nie als ein Fluch erschienen ist, sondern als ein Ausfluß göttlicher Weisheit: »Und er (der Mann!) soll dein Herr sein!« wurde wieder einmal außer Kraft gesetzt. Vater war schon sehr krank und spürte den Tod hinter sich. So überließ er alles dem Willen seiner Frau, doch nicht ohne zu bedauern, wie wenig die Männer in christlichen Familien noch die Herren im Hause seien. Da solle man sich mal bei den Juden umsehen: bei denen sei jeder, was das Regiment angehe, auch heute noch ein Abraham.

Vater starb bald darauf, Herr Moses kaufte das Haus, wir verloren den Krieg und die Kriegsanleihe. Das war eine Summe, von der mindestens vier Kinder eine ausgedehnte Studienzeit hätten bestreiten können. Als Student habe ich später, wenn mein winziger Monatswechsel ankam, noch oft an die verlorene Eheschlacht meines friedfertigen Vaters gedacht und mir vorgenommen, falls ich einmal heiraten würde, sollte meine Frau wohl der Steuermann auf dem Eheschiff, ich aber der Kapitän sein. Und ich würde mich, das stand



für mich fest, auf Kriegsanleihen niemals einlassen, selbst wenn der Staat, in dem ich einst leben sollte, himmlische Heerscharen für einen in seinen Augen in jedem Fall heiligen Krieg einsetzen könnte.
1916, mit dem Todesjahr des Vaters, begann für mich, den damals Zehnjährigen, ein neuer Lebensabschnitt. Der älteste Bruder stand an der Front, und die Geschwister gaben sich alle Mühe, zusammen mit russischen Kriegsgefangenen den Feldarbeiten nachzukommen. Der Krieg hatte die Ziele unseres Vaters, die er für seine Kinder im Herzen hegte, undurchführbar gemacht. Sein früher Tod vollends, welcher der Mutter alle Entscheidungen über die Zukunft in die Hand gab, ließ nichts von seinem mutigen Traum über die Ausbildung der Kinder übrig. Vater bewies stets eine kindliche Ehrfurcht vor dem Studium, vor dem gelehrten Sichauskennen in vergangenen Zeiten und fernen Ländern, kurz: vor dem mühsamen und frommen Buchstabieren der Welt. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten die zwei jüngsten seiner Söhne und auch die jüngste Tochter gute Schulen besucht, aber der Krieg trieb die Familie in eine andre Richtung. Mutter hatte recht, wenn sie sagte: »Ja, soll ich und die Mädchen hier allein mit Kriegsgefangenen herumschaffen?« Indes – auch das wußten wir allzugut: die Entscheidung, ihre Kinder die Scholle treten zu lassen, fiel ihr nicht schwer. Sie stammte nun einmal aus dem Hochwald, wo man – wenigstens in jener Zeit noch – seinen Wert dadurch bewies, daß man die Hälfte seines Lebens zur Erde gebückt verharrte und dem Boden mit Kraft und Ausdauer seine Gaben entriß. Daß sie mich trotzdem ins Studium abwandern ließ, geschah nur, weil nun einmal das Gott getane Versprechen bestand, aber ebenso, weil ich die Feldarbeiten mühselig und langweilig fand und meinen Widerstand gegen sie deutlich zeigte. Statt mich aber nun aufs Gymnasium nach Trier zu schicken oder mich vielleicht auch alldort ins Konvikt zu sperren, was die nächstliegende, allerdings nicht preiswerteste Lö-

sung gewesen wäre, folgte sie wieder ihrem Dechant. Der entschied, und das Kollegium Josephinum im Südzipfel Hollands öffnete mir seine enge Pforte. Es begannen für mich bedrückende Jahre. Der damalige Geist dieses Kollegiums läßt sich keineswegs herleiten aus dem Geist des Ordens, der in diesem kasernenartigen Ziegelsteinbau die Pflanzstätte für den Nachwuchs der deutschen Provinz besaß. Die fahlgraue Farbe, in die meine Erinnerungen an diese Zeit getaucht sind, entspringt nicht dem Selbstmitleid oder gar verleumderischen Absichten. Ein alter weiser Priester aus jener Societas versicherte mir sogar vor kurzem, daß die zuständige Ordensprovinz damals durchaus imstande gewesen wäre, uns gut zu verköstigen und hellere Fenster und breitere Korridore zu bewilligen; daß man es aber nicht getan habe, weil man zum christlichen den spartanischen Geist hinzugeben wollte. Man hegte offenbar die Meinung, das Ei, aus dem Asketen schlüpften, müsse mit einem kalten Bauch ausgebrütet werden. Um fünf Uhr – im Sommer noch früher – wurden wir geweckt. Die Zeiten des Gebetes schon am frühen Morgen dehnten sich auf zwei Stunden. Das Essen, das Vater Benedikt seinen Söhnen in Monte Cassino alltags vorsetzen ließ (zwei warme Mahlzeiten, eine jede mit zwei Gerichten, von dem halben Liter Wein gar nicht zu reden!), wäre uns überwiegend mit lateinischer Grammatik gefütterten Klosterschülern als Prasserei erschienen. Wir mußten bereits als Elfjährige zueinander Sie sagen, es gab keine Freundschaft, kein vertrauliches Gespräch. Immer wachte das Auge eines sichtbaren Aufpassers, zu dem noch ein unsichtbarer trat, ein Mitschüler nämlich, der jede Woche seinen Geheimbericht an den Pater Direktor ablieferte.

In diesem Zusammenhang steht meine Erinnerung an den Tag, da die Primaner und Obersekundaner aus dem Feld, also aus dem Drill des Militärs in die Disziplin des Klosters zurückkehrten. Die ersten Tage hörte man tatsächlich die Stimmen dieser jungen Männer durch das ganze Kloster – allerdings auch nur zu gewissen Stunden.

Sie lachten laut und krachend, setzten – man denke! – die auf Kartonscheiben aufgezogenen Heiligenbildchen über den Pissoirs mit schnippenden Fingern in kreiselnde Bewegung und führten sich überhaupt so auf, daß der P. Direktor mit dieser Nachkriegsmischung aus Klosterschüler und Veteran seine liebe Not hatte. Doch bereits nach einer Woche war der böse Geist durch alle Löcher des Kollegiums hinausexorziert.
In diesen aufgeregten Tagen gelangten wir auf einer unserer Wanderungen an die Südgrenze von Holländisch-Limburg. Zweimal in der Woche zogen wir, eine aus Dreierreihen formierte trippelnde Kolonne, in die Ferne. Was man Spaziergang nannte, war in Wirklichkeit eine den jungen Tugendathleten zugedachte Abstrampelungskur, welche uns allerdings ausgezeichnet bekam. Als wir nun auf einem Hügel an der belgischen Grenze standen, sahen wir unter uns auf der in Herbst und Nebel sich hinschlängelnden Straße einen dunklen Strom aus Leibern herantreiben. Ja, sie trieben – wandern oder gar marschieren konnte man diese Fortbewegung nicht nennen. Die meisten starrten bei ihrem Hintrotten in die Tümpel der Straße. Die Wolken, die niedrig über ihnen mit gegen Osten zogen, warfen von Zeit zu Zeit dünne Regenschauer auf den unübersehbar langen, aus dem nebligen Nachmittag heranbröckelnden Zug, der ohne jede Gliederung, ohne jede Ordnung und ganz ohne Sang und Klang unter uns dahinkroch. Ein Soldat, ich habe ihn nie vergessen, trieb mit einem Stecken eine Kuh vor sich her. Quer über die Schulter gehängt trug er einen Sack, wie ein Bettler oder Lumpensammler. Plötzlich – als hätte ihn einer von uns angerufen, aber wir schwiegen alle – warf er den Kopf in den Nacken und blickte zu unserm Hügel herauf. Wir entdeckten, daß manche der Männer einen Kameraden, als wäre er betrunken, untergefaßt hatten und ihn mit sich schleppten. Viele zogen Handkarren hinter sich her, ich sah sogar einen Mann, der einen hochrädrigen Kinderwagen schob. Man entdeckte nicht ein einziges Gewehr, kaum einen Stahlhelm, fast alle trugen

das runde Krätzchen – ob noch Kokarden daran waren, konnten wir nicht erkennen.
Am Abend dieses Tages ließ der P. Direktor uns alle in den Kapitelsaal kommen. Wie bei jeder Veranstaltung in diesem Raum stimmte er zuerst das »Veni sancte spiritus« an, blieb dann stehen, ließ auch uns nicht niedersitzen, sondern zog ein Papier hervor und erklärte feierlich, er müsse uns endlich mit einigen wichtigen Ereignissen bekannt machen. In Deutschland sei die Revolution ausgebrochen. Die Matrosen in Kiel hätten gemeutert. In Berlin und München kämpfe eine aufständische Masse gegen die letzten Hüter der Ordnung. Der Kaiser habe abgedankt und befinde sich mit seinem Sohn, dem Kronprinzen, bei uns in Holland. Wir bemerkten, daß der P. Direktor sehr erregt war. Er räusperte sich mehrmals überm Lesen, seine Stimme schwankte immer wieder. Endlich faltete er das Papier zusammen, kniete nieder, wir alle knieten nieder, und er sagte: »Lasset uns beten für unser Vaterland.«
Es lockt mich, diese Szene einen Augenblick unter das Licht der Geschichte zu rücken, der Geschichte des deutschen Katholizismus. Dieses Bekenntnis zum deutschen Schicksal fand, das darf nicht übersehen werden, auf holländischem Boden statt, dort also, wohin die religiösen Genossenschaften in den wirren Jahren des Kulturkampfes aus Preußen emigrieren mußten. Rund vierzig Jahre hatten sich seither mildernd über die schlimmen Erinnerungen gelegt, die der westdeutsche Katholizismus mit Bismarcks Polizei-Politik gemacht hatte. In diesen vierzig Jahren war es der preußischen Obrigkeit nicht gelungen, ein Verhältnis des Vertrauens zu ihren katholischen Untertanen zu finden: sie wurden von Berlin aus regiert, ordentlich und gerecht, aber als zuverlässig galten sie nicht. Die Lehrer und Pfarrer ausgenommen, gab es zur Zeit meiner Jugend in unserer Gegend keinen katholischen Beamten. Bis auf den Ortsgendarmen herunter regierten uns samt und sonders »Blauköppe«, woraus ich den nicht geringen Nutzen zog, eine gemischt konfes-

sionelle Schule besuchen zu können. Denn die Söhne und Töchter unserer preußisch-protestantischen Obrigkeit, aber auch die Söhne und Töchter unserer jüdischen Mitbürger saßen in unserer »schwarzen« Schule, und ich konnte von früh auf feststellen, daß das Innere der protestantischen, jüdischen und katholischen Tornister dieselben Bücher und Butterbrote, unsere Hosentaschen denselben Krimskrams enthielten, und daß unsere kleinen Herzen von denselben Nöten und Ängsten, Sehnsüchten und Freuden bewegt waren. Nur in einem Punkt ärgerten wir uns über die andersgläubigen Mitschüler: sie brauchten die Schulmesse nicht zu besuchen, und vor jeder katholischen Religionsstunde packten sie hurtig ihr Bündel und huschten mit einem Grinsen zur Tür hinaus. Daß sie an einem andern Ort und zu einer andern Stunde ein der Art nach gleiches Exerzitium bestehen mußten, bedachten wir nicht. Wenn ich diese Art Gemeinschaftsschule meiner Jugend aus der heutigen Zeit her betrachte, wundre ich mich, wieviel unbefangener sich die Kirchen damals in Schul- und Erziehungsfragen zeigten. Und ferner wundere ich mich über die nur schwer zu begreifende Heftigkeit in den Nationalgefühlen des westdeutschen Katholizismus vor dem ersten Weltkrieg. Diese katholischen Lehrer waren bis fast ins Credo hinein preußisch-kleindeutsch, und wenn sie, die Violine unterm Kinn, »Heil dir im Siegerkranz« kratzten und sangen, zitterten ihre Schnurrbartspitzen und ihre Augen näßten. Bei diesem nicht gerade angenehmen Anblick muß man daran denken, wie rasch doch die alte souveräne Reichskirche in eine Staatskirche zusammengesunken war. Und sogar in einer deutschen Klosterschule auf holländischem Boden erweckte, wie ich bereits andeutete, der Einsturz des die Geschichte mit dem Rücken ansehenden Bismarckschen Balance-Aktes nur Trauer, Verwirrung, ja Hoffnungslosigkeit. Für mich aber bedeutete es ein großes Glück, daß mein Vater (wie die meisten bäuerlichen Erwachsenen, die mir im Dorf begegneten) gegen jede Art von Nationalismus gefeit war. Er besaß das prin-

zipielle Mißtrauen gegen den Staat, das jedem Bauern, falls er nicht von einer Regierung hochgepäppelt wird, eingeboren ist. Der Bauer ist seinem Wesen nach produktiv und selbständig. Ist er zudem auch noch ein religiöser Mensch, so kommt das Bewußtsein für die Würde der Person hinzu, und das bedeutet: zu oberst rangiert der Mensch! Und es gilt zuerst und zuletzt das, was er *ist* und nicht, was er hat oder tut oder gar: in welcher Religion er lebt, welche Sprache er spricht, in welchen Grenzen er zu Hause ist. Diese Fundamente eines christlichen Humanismus hat mein Vater, ohne diesen Begriff je vernommen zu haben, in mir geschaffen – durch Beispiel und Belehrung und mehr noch durch die ausstrahlende Gegenwärtigkeit seiner lebensfrohen und doch hintergründig ernsten Person.

Am Tag der unschuldigen Kinder wird noch heute in vielen Klosterschulen die Erinnerung an die römischen Saturnalien, als die Herren die Sklaven bedienten, festgehalten. Es ist meist der jüngste Schüler, der zum Vorgesetzten auf einen Tag ernannt wird. In jenem Jahr fiel die Wahl auf mich. Ich stolperte verwirrt auf den erhöhten Sitzplatz des Direktors, stimmte das Tischgebet an: »Benedicite!«, wußte aber für die nächste halbe Stunde nichts weiter mit meiner Herrschaft anzufangen. Zwar drängte es mich in einem fort, irgend etwas anzuordnen, das recht ungewöhnlich wäre, denn es kam mir vor, als müßte ich die Zeit meiner Herrschaft im selben Maße nützen, als sie kurz war. Abends riefen die heimgekehrten Soldaten im Kollegium Josephinum die Räterepublik aus und ernannten mich – weil ich ohnehin diesen Tag an der Spitze stand – zum Sankt Liebknecht. Ich wußte nicht, was das für ein Heiliger war, aber ich sah voll Erstaunen, daß sie meiner Präsidentenschelle sofort gehorchten und sich das Wort entziehen ließen, als wäre ich der leibhaftige P. Direktor. Als dann das große Silentium begann und sich der Zug aus der Kapelle zu den Schlafsälen bewegte, ging ich immer noch dort, wo der Platz des Direktors war, nämlich am

Schluß der Zweierreihe. Ich erinnere mich, man möge es mir glauben, daß ich langsamer ging als die übrigen, und ich überlegte schwermütig, wie kurz dieser Tag meiner Herrschaft gedauert – und erfuhr, wie schwer sich die Finger vom Zepter lösen. Eigentlich hätte ich aus diesem kindlichen Erlebnis lernen und in mir selbst in späteren Jahren Verständnis sammeln müssen für jene näheren und entfernteren Bekannten, denen es zustieß, Minister zu werden. Alle waren wohlerzogene Männer, welche etwa als Gäste nie eine halbe Stunde zu lang geblieben wären. Aber als sie Minister geworden waren, gelang es nur wenigen, sich zur Zeit zu verabschieden.

Drei Jahre hielt ich es im Kollegium Josephinum aus. Nach dem Krieg wurde es nach Bonn verlegt, ein neuer Direktor stand in Aussicht – wir sollten sogar ein Schwimmbad bekommen, aber selbst diese Trostmomente halfen mir nicht weiter. Die Jahre der Pubertät setzten ein: die Fantasie wucherte und schwächte das Denken, die Aufmerksamkeit im Unterricht ließ nach, die Ohren und die Hände wuchsen, die Stimme krächzte, die Noten wurden schlecht, das Selbstgefühl sank. In dieser schwierigen Übergangszeit wirkte sich die dichte religiöse Atmosphäre, die uns stündlich umgab, nicht gerade günstig auf meinen Werdegang aus. Die ewigen Wahrheiten legten sich schwer über mich. Für die rationale Seite der Theologie erwies sich mein Denken noch viel zu schwach, die irrationale Seite, die ich im Gebet und Gottesdienst zu erleben trachtete, schenkte mir zwar manchmal ein Gefühl der Geborgenheit, wie ich es früher bei meinem Vater und noch früher bei der Mutter empfand. Aber die Geborgenheit schwand, sobald mich jene Fragen überfielen, die um den göttlichen Allwillen und die Vorherbestimmung des Menschen ihre furchtbaren, nämlich für die Vernunft unauflösbaren Kreise zogen. Bei mir schlug, wie der Seelenkundige merkt, die Pubertät sozusagen nach innen – vom Geschlecht hatte ich noch jahrelang Frieden.

In der Unterrichtsstunde nahm ein jeder den Platz ein, der sich aus

den Leistungen ergab, ich fast immer den letzten. Der Direktor redete mir ein, ich sei nicht zum Studium bestimmt, ich solle deshalb Werke der Liebe tun, etwa Kranke pflegen. Und er ermunterte mich, bei den Barmherzigen Brüdern in Trier einzutreten, er gebe mir die notwendigen Empfehlungen. Ich willigte ein – und nur, um von meinem letzten Platz in der Schule endlich fortzugelangen.
So lebte ich nun als fünfzehnjähriger Junge inmitten von bald schwarz-, bald weißgekleideten, alten und jungen Männern, deren freiwillige und ausschließliche Tätigkeit darin bestand, täglich und stündlich mit Kranken und Irren umzugehen, um sie gesund zu pflegen, auf den Tod vorzubereiten – oder auch nur zu verwahren. Der Hauptlieferant von Blut und Eiter und allem Elend, wie es an diesem Ort der Barmherzigkeit gehortet lag, war der Krieg; wir schrieben das Jahr 1921. Ich hatte die Spülküche zu betreuen, bei welcher Tätigkeit mir einige ungefährliche Geisteskranke zur Hand gingen. Abends stieg ich in den mit weißen Plättchen ausgelegten Leichenkeller hinab, trat von Bahre zu Bahre, las auf der Tafel über dem Kopfende Namen, Alter und Todesart des Verstorbenen und dann, um mich an den Umgang mit dem Tod zu gewöhnen, hob ich das Tuch, das auf dem Gesicht der Leiche lag, und betrachtete mit einer Mischung von verhaltenem Grauen und schwermütiger Andacht das Werk des Todes. Die Haare und Augenbrauen brachten in die wächserne Entrücktheit zuviel Lebensnähe, vor allem erschwerten mir diese sich immer noch sträubenden Schnurrbärte die ruhige Betrachtung. Bald aber hatte ich mich an die Schlußkomposition in den Linien des menschlichen Gesichtes gewöhnt. Fast alle trugen den Ausdruck einer Entspannung, wie sie der Tiefschlaf hervorbringt; oder sie blickten durch die Lider in eine ungeheure Ferne; manche hatten die Bitterkeit des Lebens noch um den Mund herum liegen. Doch gab es auch solche, die in einem Staunen, wie es nur Kindern eigen ist, dalagen; sie schienen endlich das erfahren zu haben, worauf sie ihr ganzes Leben gewartet hatten: das

Endgültige. Eines Abends aber ließ ich das Tuch, das ich vom Gesicht eines Toten fortgezogen hatte, mit einem Schrei los. Ich stand da, hilflos, konnte mich nicht rühren. Endlich lief ich fort – und kam niemals mehr in den Leichenkeller zurück. Ich hatte in das Gesicht eines Menschen geblickt, der nicht sterben wollte, der nicht gerüstet war auf diese Begegnung, der sich wehrte und in das Rad der nicht zurückdrehbaren Zeit hineingriff, während ihm die Angst – wahrscheinlich die Angst vor den letzten Dingen – gewissermaßen von hinten überfiel und ihm Mund und Augen zu dieser Fratze auseinanderriß. Vielleicht habe ich in diesem Augenblick etwas vom Tremendum der unserer Vernunft unbegreiflichen Wirklichkeit des Ersten und Letzten gesehen, freilich in einer rein negativen Erscheinungsform.

Nur drei Vierteljahre hielt ich es in dieser ehrwürdigen Palästra christlicher Tugendübung aus, dann kehrte ich, noch nicht sechzehnjährig, nach Hause zurück – für die Meinen nicht gerade ein erfreulicher Anblick, zumal die Dörfler überall in der Welt jedem Streben, das über den Kreis ihres Kirchturms hinausgeht, nur dann mit Respekt begegnen, wenn es beharrlich bleibt und zu einem ansehnlichen Ziel führt. Die Mutter und meine Geschwister sparten nicht mit Vorwürfen. Die Fragen, die sie an mich richteten, bedrängten mich bis in Schlaf und Traum. Ja, was sollte aus mir werden! Ich äußerte zaghaft meine Lust an einem, wie ich zu sagen wagte, »edlen Handwerk«, ich sprach vom Beruf eines Goldschmiedes oder Kirchenmalers. Alle starrten mich geradezu entsetzt an – und den Ausdruck »edles Handwerk« bekam ich von meinem ältesten, aus dem Krieg gerade heimgekehrten Bruder noch oft zu hören. Er machte mir an Mutters Stelle klar, daß ich ein Faulenzer sei oder ein Schwachkopf – eines von beidem, ich konnte wählen. Ich entschied mich für Faulenzer und versprach Besserung. Noch einmal versuchte ich es mit den Büchern. Ich sollte weiter studieren. Man schickte mich in eine religiöse Genossenschaft, die sich der Er-

ziehung der verwahrlosten Jugend widmete. Das neue Ziel hieß also: Ordensmann und Lehrer in einer Person!

Am Abend vor meiner Abreise führte mich Mutter in ihr Schlafzimmer, zog die Schublade des Tisches heraus, wies hinein. »Das ist doch viel Geld – oder nicht?« Sie blickte mich in ermunterndem Fragen an. Mir stockte der Atem, als ich die vielen dicken Bündel von Banknoten in der Schublade sah. Hatte Mutter doch heimlich die Kriegsanleihe verkauft? »Oh!« machte ich betroffen beim Anblick solchen Reichtums. »Ja«, sagte Mutter, »man kommt gar nicht mehr mit. Mit den Millionen, das ging noch, die hab ich fortgeräumt – da in der Hutschachtel sind sie. Aber jetzt: Milliarden, Billionen, wußtest du, daß es so große Zahlen gibt?« Ich schüttelte den Kopf, Geld hatte ich seit vielen Jahren keines mehr in der Hand gehabt. Mutter blickte mich plötzlich in scharfem Fragen an: »Die Kinder sagen immer, das alles – sei nichts. Ist das wahr?« Ich senkte den Kopf und dachte nach: nichts? Ja, für den Blick, der über diese Welt hinausgeht, ist Geld nichts. So deklamierte ich fromm: »Der heilige Paulus sagt: die Liebe zum Geld ist die Wurzel alles Bösen.« Mutter schüttelte ärgerlich den Kopf, sie merkte, daß ich ihre Frage mißverstanden hatte – und daß ich überhaupt noch ein rechter Kindskopf war.

In die neue Klosterschule schrieb mir meine älteste Schwester, wie Mutter es nicht begreifen könne, daß der Staat jene, die ihm in schwerster Zeit beigestanden, auf so infame Weise betrog. Ich hörte damals das erste Mal das Wort Inflation – und zwar im Geschichtsunterricht: es klang mir nach Unflat.

Mit 19 Jahren lebte ich nunmehr in einer von dieser klösterlichen Genossenschaft geleiteten staatlichen Erziehungsanstalt. Morgens fuhr ich auf ein preußisches Lehrerseminar, um mich auf mein Examen vorzubereiten; nachmittags unterrichtete ich die – wie sie sich selber nannten – schweren Jungen, davon einige älter waren als ich. Krieg und Nachkriegszeit, deren Spuren ich bei den Barm-

herzigen Brüdern an Leib und Leben der Erwachsenen mit Schaudern erblickt hatte, schauten mich nun aus den Augen dieser bleichen, scheuen und den Abstand ihrer Outcast-Stellung trotzig einhaltenden Jungen herausfordernd an. Sie lernten ein Handwerk oder arbeiteten probeweise bei Bauern auf den umliegenden Gütern. Wenn man sie fragte, was für einen Beruf sie ergreifen wollten, grinsten die meisten verlegen, einige antworteten geradezu: »Zuchthäusler!«

Die Anstalt umstanden hohe Mauern aus Ziegelsteinen, alle Fenster waren mit Gittern gesichert. In diesem düster ragenden Bau gab es im Untergeschoß eine Reihe von richtigen Gefängniszellen, darunter sogar zwei für Dunkelhaft. Ich hatte mir alles in den ersten Tagen genau angesehen. Auch einer Exekution hatte ich beigewohnt: der alte Ordensmann schlug keuchend mit einem Stock sehr lange auf den Rücken eines Jungen ein, den vier andre auf der Schulbank festhalten mußten, während die Klasse mit glasigen Augen zuschaute. Ich machte dem Prügler hinterher heftige Vorwürfe, welche jedoch als ungeziemend und weltfremd abgewiesen wurden. Auch in diesem religiös imprägnierten Haus war das System, nach dem erzogen wurde, furchterweckend einfach und wie das Gebetbuch in der Hauskapelle: schmierig, falsch, überaltert. Der Staat der wilhelminischen Ära hatte Geld für Heer und Marine. Die Häuser, in denen gestrandete Menschen wohnten, waren für ihn Rumpelkammern des Lebens. In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg steckte man, was die Fürsorge anging, voller Ideen, aber der Staat besaß keine Mittel. Über das Ergebnis dieser Spinnhaus-Erziehung braucht kein Wort geäußert zu werden. Die Gestrandeten, die damals vor mir saßen und mir meine Aufgabe nicht allzuschwer machten, wo sind sie heute, falls sie ihren Weg durch den zweiten Krieg oder die KZs für Asoziale überstanden haben? Wohl für die meisten hat sich das Tor einer Strafanstalt immer wieder heimatlich geöffnet: die Gesellschaft, die sie hervorbrachte, verleugnete sie.

Aber auch ich war nicht bereit, ihnen mein Leben zu widmen. Hätte es in meiner nächsten Umgebung Ansätze eines neuen Geistes gegeben – wer weiß? So verlockte mich aufs neue die Theologie, und ich trat als Klerikernovize in einen franziskanischen Orden ein. Hier nun, wo ich von mir aus endlich Wurzeln zu schlagen schien, gab man mir nach dem Noviziat den Abschied – mit der Begründung: ich sei für den Ordensberuf nicht geeignet. (Mein Novizenmeister war zwar anderer Ansicht!) Nun entschloß ich mich, Weltpriester zu werden. Meinem Latein und Griechisch hatte ich in der kleinen Mönchszelle und auch im Chor beim Rezitieren der Psalmen wieder ein bißchen Leben eingehaucht. Ich ging also an das bischöfliche Konvikt nach Bensheim und bereitete mich ein Jahr lang aufs Externenabitur vor, das ich dann am dortigen Gymnasium ablegte. Geradezu über Nacht gab ich jedoch mein Ziel, Theologie zu studieren, auf. Eine ihrem Äußern nach geringfügige, indes mich seltsam erschreckende Erfahrung, die ich mit der kirchlichen Bürokratie machte, verlieh mir, ich kann sagen: innerhalb einer halben Stunde, die Erkenntnis, daß ich weder die charakterliche noch die geistige Bauart mitbrachte, um als Mit-Weichensteller innerhalb eines geschlossenen Systems ohne Schaden für meine Seele – und nicht nur für sie! – leben zu können. Mein ruhig geäußerter Entschluß, Philologie zu studieren, erregte in meiner damaligen Umgebung starkes Befremden. Man drang in mich, man betete für mich, umsonst! Ich wundere mich heute noch über diese ungestüm in mir aufgebrochene Selbständigkeit. Ich hatte so lange, so unsicher und vom Ziel immer wieder zurückgestoßen, hin und her gesucht, daß ich wegen dieser kalt zuhauenden Entscheidung für jene, die mich so gut kannten, in ein leicht unheimliches Licht geriet. Dem rücksichtslos lebenstüchtigen Sinn mußte mein Entschluß, Philologie zu studieren, närrisch vorkommen. Während mein theologisches Studium aus einer Stiftung sichergestellt gewesen wäre, stand ich plötzlich ganz auf mich selbst zurückgeworfen da. Meine

Familie, welche sich wiederum meiner vor dem ganzen Dorf schämen mußte, gab mir den treuherzigen Rat, auf der Bürgermeisterei Schreiber zu werden – man hatte nämlich von meiner Lust am Schreiben erfahren und verstand unter dieser Tätigkeit das Ausfüllen von Papierbögen mit einer gut lesbaren, sauberen, also schönen Handschrift. Ich machte Mutter und die Geschwister darauf aufmerksam, daß ich auch für diesen Beruf untauglich sei und verwies auf meine nicht leicht lesbare, also unschöne Handschrift. Traurig gaben sie mir recht. Darauf nun warnten sie mich noch einmal und im Chor vor dem Universitätsstudium, es sei teuer, lang, schwierig und wirklich nur von sehr hellen Köpfen zu bewältigen. Zudem stecke die Stadt, wo man als Student leben müsse, voller Gefahren für Leib und Seele. Das Wichtigste aber: außer meinem Pflichtteil, welches mir von Vater zustehe, könne man mir keine Hilfe bewilligen. Dazwischen immerfort derselbe Kehrreim: Die Zeiten sind schlimm! – womit meine Familie nicht einmal unrecht hatte. Ich packte meinen Koffer aus Pappdeckelleder und fuhr mit dem Personenzug dritter Klasse nach Köln, suchte nach der Universität, die damals noch am Rheinufer lag, ließ mir im Sekretariat, noch keine Viertelstunde auf akademischem Boden, die Brieftasche stehlen und staunte bedrückt nach allen Seiten. Die einfachen Gemüter daheim an der Mosel hatten also doch recht, wenn sie von den Gefahren der Stadt sprachen. Und auch damit, daß die Zeiten schlimm seien. Aber das rheinische Schwarzbrot war unsagbar billig und nahrhaft, ebenso die Margarine und die Blutwurst. Das Wasser aus der Leitung kostete gar nichts. Ich gab ein paar Lateinstunden und schrieb, wie schon seit Jahren, von Zeit zu Zeit ein Gedichtchen. Ein gutmütiger Redakteur zahlte mir für jedes, allerdings unter der Bedingung, daß ich nicht zuviel schriebe und mithin nicht zu oft käme, die Taxe von fünf Mark. Die Weisheit des neapolitanischen Gepäckträgers, welcher bekanntlich, wenn er gesättigt ist, keinen Koffer für diesen Tag anrührt, kannte ich zwar noch

nicht, aber ich praktizierte sie – nicht mit Koffertragen, sondern bei meinem Hervorbringen von nahrhaften Gedichten. Das Schreiben von Geschichten schien mir damals noch zu schwer. Und was die Koffer anging, so mußte man, um sie tragen zu dürfen, in jener sonderbaren Zeit besondere Beziehungen haben. So zog ich mich aufs Gedichtemachen zurück, für welche Erwerbstätigkeit ich keines gewerkschaftlichen oder sonstigen Schutzes bedurfte.

Eines Abends saß ich mit einigen Mitstudenten vor einem Glas Bier, der Wein kostete damals zwar wenig, für uns jedoch viel zu viel. Ich erzählte aus meiner Klosterzeit. Da fiel das Wort, das mich auf den Weg brachte: »Das ist ja ein Roman! Warum schreibst du ihn nicht? Du bist ein Erzähler.« Dieser Mitstudent hatte mir außerdem mit Naserümpfen klargemacht, wie sehr meine Fünfmarksgedichte den Mahlzeiten glichen, die auf ihrem lyrischen Grunde gediehen. So entstand damals in Köln mein erster Roman »Bruder Luzifer«, der bei Eugen Diederichs zwei oder drei Jahre später erschien und mir, ich war gerade jung verheiratet, das Vermögen von 800 Mark in den Schoß warf, zwar nicht auf einmal, das nun doch nicht, aber monatlich, in zugesicherten Raten von 75 Mark, auf welch solider Basis ich meine Ehe aufzubauen beschloß.

Die Partnerin meiner Entschlossenheit war eine Medizinstudentin aus Schlesien, die ich in Jena, wohin ich im vierten Semester aufbrach, kennenlernte. Gleich am Tag nach unserer ersten Bekanntschaft erklärte ich ihr in der Mensa – ich glaube, vor einer Obstkaltschale –, daß ich mir in den Kopf und ins Herz gesetzt hätte, sie heimzuführen. Sie lachte und gab mir allerlei zu bedenken, vor allem dies: daß sie eine jüdische Mutter habe. Diese Eröffnung erschütterte zwar meinen Entschluß nicht einen Atemzug lang, aber mein Gefühl passierte eine Art von Luftloch: es sackte ein wenig ab. Eine jüdische Schwiegermutter? Ich sah Frau Salm oder Frau Nathan aus Schweich vor mir. Gebildete Juden oder auch nur jüdische Bauern, wie es sie in Süddeutschland gab, waren mir noch nie

begegnet. Daß Rathenau ein Jude gewesen sei, hatte ich gehört, auch der schon damals berühmte Professor Einstein war einer von ihnen; und in der Literatur und am Theater gab es viele Juden – zu viele, so wurde uns gesagt, und: sie wirkten »auflösend«.
Ehe die braunen Hemden unter den Studenten auftauchten, gab es nämlich, ganz in Zivil, die Antisemiten. Und es gab zur selben Zeit Professoren, die uns vom »Volk im Weizenhaar« raunten, den »Trommler« bejahten und zugleich über ihn lächelten. Sie drängten uns mit Wort und Beispiel nach rechts. Den Radikalismus lehnten sie einerseits ab, andrerseits duldeten sie den von rechts, betrachteten ihn im stillen als Mittel zum Zweck und ließen ihn gewissermaßen hinter ihrem Rücken aufmarschieren. Jene Studenten, die in ihren braunen Hemden zuerst wie Maskierte aussahen, mehrten sich langsam in den Hörsälen.
In Berlin, wo meine künftige Frau und ich die nächsten Semester studierten, gehörte die braune Pracht bereits zum Bild der Universität. Einer meiner Kölner Professoren, der regelmäßig vom Rhein nach Berlin herüberkam, führte mich – er war deutschnationaler Abgeordneter – in den Reichstag. Da sah ich zum ersten Mal den kleinen Doktor, der später zum Reichs-Lügenbewahrer aufsteigen sollte. Er tanzte, den zustechenden Finger nach oben gerichtet, unten vor dem Rednerpult, auf dem ein Minister aus der Wirtschaftspartei stand, ruhig weitersprach und sich weder von den Hahnensprüngen des kleinen Vorstadtmephisto noch vom Gegröl der braunen Elite aus der Ruhe bringen ließ. Ich fragte meinen Professor, warum sich soviel wohlerzogene Männer das gefallen ließen und diese Rüpel nicht vor die Tür setzten? Da lächelte mein politischer Mentor schlau, er flüsterte: »Der Mohr muß zuerst seine Schuldigkeit getan haben, dann kann er gehn.« Zwei Jahre später saß er dort auf denselben Bänken, in den Reihen der NSDAP, es gab keine andere Partei mehr; er mußte, so glaubte er, seine Pflicht tun und dabei sein.

Aus dem grauen Himmel der Berliner Zeit glänzt mir noch heute ein freundliches Stückchen Blau. Noch ehe mein Roman erschienen war, hatte er mir das Wohlwollen der Abraham-Lincoln-Stiftung erworben. Ich erhielt ein Stipendium und reiste zum ersten Mal nach Italien. Dort in Anacapri fand ich die Abgeschiedenheit und das klärende und beruhigende Licht auf allen Dingen, und ich sagte der Universität aus der Ferne Lebewohl.

Nach vielen Monaten kehrte ich nach Köln zurück, um in dieser Stadt meine Ehe zu beginnen. Ein neues Blatt der deutschen Geschichte lag aufgeschlagen unter dem Himmel aller Möglichkeiten. Alle Welt spitzte die Ohren und staunte: ein politischer Ringverein, von der geistigen und moralischen Impotenz des deutschen Besitz- und Drückebürgers ermächtigt, begann, sich auf diesem Blatt mit unauslöschlicher Tinte einzutragen. Wie sehr selbst in Köln alles anders geworden war, wenn auch nicht angenehmer, sollte ich erfahren, als ich einer mir fast befreundeten Familie meinen Besuch abstattete. Ich hatte in diesem schwerbürgerlichen Hause einen bestimmten Anziehungspunkt, aber mehr für die Augen als für das Herz gehabt. Als ich nun beim Abendessen auf die nahestehende Veränderung in meinem Zivilstand hindeutete und schließlich ganz offen über meine jüdische Schwiegermutter sprach (welche ich inzwischen kennengelernt hatte), entstand ein Schweigen um den Tisch, nicht anders, als dazumal an Belsazars Tafel, da die hebräischen Buchstaben an der Wand erschienen. Endlich begann der Sohn des Hauses, mit dem ich mich früher über Kunst und Literatur in manch freundschaftliches Geplänkel eingelassen hatte – er begann von minderwertigen Kreuzungen zu sprechen. Ich merkte nicht, wo er hinauswollte. Schließlich wurde er, von den funkelnden Augen seiner Mutter aufgefordert, deutlicher: Eine Schäferhündin, die – »eine schöne Bescherung!« – von einem Straßenköter gedeckt würde, müsse von einem gewissenhaften Züchter sofort erschossen werden. Noch immer war es mir unklar, in welchem Zusammen-

hang diese Unterweisung über das Hundezüchten mit dem kalten Braten stand, den mir das Mädchen gerade hinreichte. Erst als der Hausherr das Glas hob und sagte: »Stoßen wir lieber mal an! Aber auch ich rate Ihnen, sich diesen Entschluß noch einmal gut zu überlegen. Die Zeiten, da selbst Fürstenhäuser sich mit einer Heirat ins jüdische Geld sanierten, sind vorbei.« Da endlich begriff ich: Ich saß als Gast an einem Tisch, an dem man mich auf die schlimmste Weise beleidigt hatte. Ich schob langsam meinen Stuhl zurück, erhob mich und sagte, sehr leise, um nicht zu schreien: daß ich kein Fürst, aber auch kein Hundezüchter sei, und daß ich weder die Absicht hätte, mich mit meiner Heirat zu sanieren, noch mit meiner Frau eine reinrassige Kinderfarm zu eröffnen. Und ich verließ die Tafelrunde. Der für die Tochter in Aussicht genommene Schwiegersohn begleitete mich zur Haustür. Immer wieder betonte er mir, wie schrecklich ihm »das Ganze« sei, doch dann begann auch er, mich vor meinem »überstürzten Schritt« zu warnen: Ich sei dabei, mich unglücklich zu machen. Da ließ ich mich hinreißen – ich rief: »Wenn der Name eures Götzen stinkt, dann wird der meine zumindest ganz passabel riechen.« Das war freilich keine besondere seherische Leistung; wer sein Denken nicht vom Wunsch bestimmen ließ, mußte voraussehen, in welch düsterem Morgenrot diese alldeutsche Walpurgisnacht enden müsse. Aber auch das ahnte ich bereits an diesem Abend, daß ich mich wegen des einen stolzen Wortes tief zu demütigen hätte. Ich war noch keine vier Wochen verheiratet, als ich durch ein Gerede erfuhr, daß der rassische Begutachter meiner Frau, inzwischen aufgestiegen zu einer lokalen Größe, gedroht habe, mich wegen dieses Ausspruchs zur Rechenschaft zu ziehen. Ich suchte ihn auf, weil ich einsah, daß mir nichts übrigblieb, als meinen Gegner milde zu stimmen – ja, ich heischte ganz einfach Pardon. Er saß, in eine neue schwarze Uniform gekleidet, neben seinem Schreibtisch. Die Stiefel an den übereinandergeschlagenen Beinen waren auf Hochglanz dressiert, und er schnippte

eine Fluse, die er auf dem Leder entdeckt hatte, ins Nichts. Diese kleine Schwingung seiner ringgeschmückten Hand gab mir eine unbestimmte Hoffnung. Vielleicht war es meine Untat, die er mit dieser Fluse von sich entfernt hatte, ja, vielleicht hatte er beschlossen, meine ganze armselige, vor ihm bittend dasitzende Person in einem Gnadenakt mit seinen glänzenden Stiefeln nicht zu zertreten, sondern einfach von seinem Glanz abzutun, fortzuschnippen – ins Reich der Mäuse und der Musen. Und wirklich, ich hatte mit meiner Vermutung recht. Er wolle, so erklärte er mir, mit einer leisen Stimme, als wäre er über sich selber gerührt, meine schon reichlich nach jüdischer Frechheit schmeckende Äußerung vergessen. Aber – er werde alle meine Veröffentlichungen verfolgen lassen. Der erste Satz, an dem er Anstoß nehmen müsse, werde für mich bestimmte Folgen haben. Dann stand er auf, hob die Hand, den Arm, stieß den unanständigsten aller Namen hervor, und ich hob ebenfalls die Hand und opferte das Körnchen Weihrauch vor dem Namen des Imperators. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meiner Frau nur so viel, als zu ihrer Beruhigung diente. Aber das eine stand für uns beide fest: hinaus! Ich besaß damals bereits eine hübsche Kollektion von Erfahrungen, die ich selbst, vor allem aber andre für mich gemacht hatte. 1936 erfuhr ich zum ersten Mal von einer betroffenen Person, wie das System mit seinen Gegnern in den Polizeikellern und KZs abrechnete, bis dahin besaß ich nur unbestimmte Vorstellungen. Nun standen die Einzelheiten vor mir und machten mich zu einer Maus, die das Loch sucht. Worüber ich mich in dieser Zeit am meisten wunderte: Die offizielle Kirche schwieg. Dabei hätte ein Blick in die Bücher der Partei die Kirchenmänner überdeutlich informieren können, mit wem sie es zu tun hatten. Die neue Heilslehre vom kostbaren Blut der Germanen gab sich sehr offen, Brüllaffen kennen keine Arkandisziplin. Vor allem hätte der Rassenhaß, der aus den blutrünstigen Liedern der marschierenden Kolonnen schrie und sich nicht weniger blutrünstig in den Reden und Richt-

linien der Parteigrößen schon ganz zu Anfang überdeutlich darstellte, die Bischöfe veranlassen müssen, mit apostolischer Rücksichtslosigkeit zu erklären, daß diese Lehre eine totale Umkehrung des ersten und größten Gebotes darstellte und darum eine Häresie war. Im Jahre 1932 hätte die feierliche Exkommunikation aller Anhänger dieser Irrlehre Deutschland und der Welt zumindest die Augen geöffnet; statt dessen bescherte man uns ein Konkordat...

Wir lebten zurückgezogen außerhalb der Stadt, jede neue Bekanntschaft wurde mit äußerster Vorsicht gemacht. Bald nach der Geburt der zweiten Tochter erhielt ich vom Rundfunk die Nachricht, daß man auf meine Mitarbeit künftig verzichte. Ich bedaure es heute, daß ich diese Zuschrift wie auch die übrigen, die in den nächsten Jahren noch folgten, nicht mehr besitze. Die Briefe waren glatt formuliert und verhüllten mit allerlei amtlichem Schnörkelwerk das Schreckliche der Mitteilung. Mir kamen diese Briefschreiber vor wie gezierte Troglodyten, die ihre Steine vor dem knochenzerbrechenden Wurf noch hurtig polieren. Einmal war in eines dieser Briefgeschosse ein Amtszirkular hineingerutscht, das allein für den Vorgesetzten des Schreibers bestimmt war. Darin vermerkte ein damals bekannter junger Schriftstellerfunktionär zu meinem Fall wörtlich: »Der Andres hat noch immer nicht den rassischen Nachweis für sich und seine Frau erbracht.« Daß man meinem Familiennamen das Herr nicht bewilligte, eine Höflichkeit, die selbst dem Straßenkehrer gewährt wird, bewies mir, daß sich der Aktenton der Reichsschrifttumskammer und der einer Strafanstalt in nichts unterschieden. Jene aber, die sich – und zwar gegenüber Mitschriftstellern! – dieses Aufseherjargons bedienten, waren jüngere Männer, die für Hölderlin schwärmten oder Kleist oder Rilke und selber Lyrik schrieben und Dramen – allerdings in Stiefeln, wie man sieht.

Ich muß an dieser Stelle einen Sprung von fast 20 Jahren vorwärts tun, bis ins Jahr 1952. Ich sollte nach Amerika reisen und mußte

zuvor in Frankfurt vor dem amerikanischen Vizekonsul erscheinen – wegen gewisser Formalitäten. Zum Schluß stellte der knapp dreißigjährige junge Mann mir einige – wie er selber meinte – wichtige Fragen. Ja, ich hätte nämlich meinen Fragebogen (der auch vor einer solchen Reise auszufüllen war) gefälscht! Mehr amüsiert als betroffen wies ich ihn darauf hin, daß ich seit 1937 nicht mehr in Deutschland gelebt und im Ausland nicht den mindesten Kontakt mit dem offiziellen Deutschland aufgenommen hätte. Aber der Vizekonsul ermahnte mich wie einen Zögling, der sich nicht erinnern will, doch einfach die Wahrheit einzugestehen. Als ich nur den Kopf schüttelte, teilte er mir mit, daß ich über zwei Jahre Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen sei. Zuerst lachte ich schallend auf, dann aber, als er mich bitterböse anschaute, erklärte ich ihm mitten ins Gesicht, daß ich auf diese Reise gern verzichtete, denn ich müsse annehmen, die in Frage stehenden amerikanischen Behörden seien eben erst auf die Welt gekommen. Die Sieger müßten mittlerweile doch von der Zuchthausstruktur eines totalitären Staats so viel wissen, daß jeder, der darin sein Brot verdient – der also ein total Abhängiger ist! – irgendeiner Kontrollformation angeschlossen sein müsse. Und ich bediente den jungen Mann mit einigen Einzelheiten aus meinem Erwerbsleben zu der Zeit, da ich aus der Gewerkschaft der Schriftsteller, der Reichsschrifttumskammer, ausgeschlossen gewesen war. Zum Schluß meiner nur noch in der Wortwahl artigen Ansprache erzählte ich ihm, auf welche Weise ich überhaupt 1937 aus Deutschland herausgekommen sei: durch die Mithilfe einer Schulfreundin meiner Frau, die zu einem hochstehenden Nazi Zugang hatte... Dieser Mann bewilligte mir über die Kongreßzentrale für 750 Mark Devisen, mit denen in der Tasche ich meine Familie ins Ungewisse führte, ins »Elend«, aber auch in die Freiheit.

Der Vizekonsul hörte sich alles an. Seine Miene hatte sich gänzlich verändert. Er entschuldigte sich und bat mich dann, meine Reise in

die Staaten trotz diesem für mich unangenehmen Zwischenfall anzutreten. Wir reichten einander die Hand, und ich ließ mir nun auch die Fingerabdrücke machen und unterschrieb die übliche Erklärung, den Präsidenten der USA nicht zu ermorden.
Ich denke nicht gern an jene Zeit zurück, die ich dem ahnungslosen jungen Diplomaten mit einigen zuckenden Strichen in sein Lebenswissen eingezeichnet habe. In der Hauptsache bestanden die Jahre zwischen 1933 und 1937 in der täglichen Bemühung, das Existenzminimum hereinzubekommen – und herauszukriegen, wie man am unauffälligsten ins Ausland gelangen könne, und wo in der Welt irgendeine Aussicht auf irgendeinen Erwerb bestehe. Die besondere Schwierigkeit meiner Lage bestand darin, daß ich kein Jude, kein Marxist und auch kein verfolgter Katholik war: Ich bin nie verhört oder eingesperrt worden. Der Aufenthalt in Positano, der zuerst ein Provisorium sein sollte, erwies sich später als Geschenk des Himmels. Ich konnte in diesem bezaubernden Kaff am Mittelmeer bis 1943 die Verbindung zur »Frankfurter Zeitung« aufrechterhalten, welche nach und nach alle meine größeren erzählerischen Werke abdruckte und auch die Möglichkeit fand, mir die Honorare in meine Einsiedelei zu überweisen. Indes – ich lebte unter Faschisten, und wenn auch die Positanesen ihren eignen Weg zum Faschismus gingen, umfingerte mich doch die Furcht, daß die deutsche Polizei mich jederzeit an ihre breite, allgegenwärtige Brust drücken könnte. So reiste ich im Sommer 1938 nach Paris, um dort nach einem geeigneten Asyl zu suchen. Jedoch alle emigrierten Deutschen, auf die ich stieß, Juden und Nichtjuden, beschworen mich, als sie vernahmen, wie ich in Positano lebte, sofort dorthin zurückzukehren: Sie alle lebten von Komitees und Schwarzarbeit, die wenigsten gingen einem staatlich approbierten Broterwerb nach. Als ich in einer Gerichtsverhandlung, der ich beiwohnte, zusah, wie ein deutsches Mädchen wegen Schwarzarbeit zu sechs Monaten Gefängnis ohne Bewährung verurteilt wurde und wie die junge Gestalt, als

das Urteil verlesen wurde, zusammenbrach, da wußte ich, daß meine Bekannten mit ihrer Behauptung, Frankreich sei den Emigranten feindlich, durchaus die Wahrheit sagten. Auf einer Reise, die ich in jenem Sommer mit einem jüdischen Studenten an die Loire machte, wurde er – es war in Chateaudun – von einem Gendarmen verhaftet, ich nicht... Und seine Papiere waren genauso in Ordnung wie die meinen. Er hatte nichts Verdächtiges angestellt, während ich immerhin das Schloß des Dunois in einem Aquarell festhielt. Ich bekam ihn wieder frei. Jedoch, ich wußte nun aus dieser Begebenheit und aus vielen Gesprächen mit kleinbürgerlichen Franzosen, daß der Antisemitismus auch in Frankreich durchaus lebenskräftig sproßte. Und der im deutschen Mund klirrende Name des Anführers aller Fallierten klang auf der französischen Zunge wie das Gemecker vorwitziger Ziegen. Ich warnte, wo ich konnte, aber wer glaubt schon einem Emigranten!

Ich erlebte das Abkommen von München bei Freunden in Luxemburg. Der Friede war noch einmal gerettet, nur glich er einem baufälligen Haus, das man abstützt – aber es weiter zu bewohnen sich doch nicht getraut. Ich ließ meine kleine Familie aus Positano nach Berlin kommen: die Eltern meiner Frau sollten von uns Abschied nehmen. So wurde ich Zeuge jenes 9. November 1938 – und konnte hernach mit Flavius Josephus sagen: Ich hab' es mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört. Bald darauf verließen wir Deutschland. Die Gewißheit, die ein Mensch über den eigenen Tod in sich trägt, wirft manchmal ihre Hüllen ab: dann zittert der Mensch in der Angst aller Kreatur. Diese Art der Gewißheit vom Todeskampf meines Volkes überfiel mich, als wir durch Innsbruck fuhren. Meine Frau hatte die Kinder bei mir im Abteil gelassen und war, um das letzte deutsche Geld loszuwerden, in irgendeine Wechselstube gegangen. In der törichten Annahme, daß die Österreicher auf den deutschen Gruß nicht versessen seien, sagte sie zum Abschied: Guten Tag. Da sprang der Mann hinter seinem

Geldtisch auf und schrie sie an, er habe doch an ihrem Paß gesehen, daß sie eine Deutsche sei – warum sie also nicht grüße, wie sich das gehöre? Dem Himmel sei Dank, daß meine Frau einfach weglief und in der Menge verschwand. Die Kinder sangen: »Innsbruck, ich muß dich lassen...« Erst als wir den Brenner hinter uns hatten, atmeten wir auf. Was ich meiner Frau über das Schicksal Deutschlands ins Ohr raunte, hat sich erfüllt, nur in der Dauer des Sterbens hatte ich mich entsetzlich getäuscht. Vorauszusehen, daß der 20. Juli nicht schon 1942, sondern erst 1944 käme, und anzunehmen, daß sich dann noch deutsche Generäle fänden, die weiter »ihre Pflicht« taten, das lag jenseits meiner Fantasie und Denkkraft. Wer so viel Einfluß hat und Verantwortung trägt, muß klar und mutig denken können – und vor allem: er muß bereit sein, aus seiner Erkenntnis gewisse, für die eigne Person unter Umständen höchst unangenehme Folgerungen zu ziehen.

Kennzeichnend für die erste Hälfte meines Lebens ist das Element des Provisorischen. Ich wechselte in Deutschland seit 1933: siebenmal die Wohnung, dreimal den Wohnort. In dem kleinen Positano zog ich viermal um, zwischendurch saß ich ein Jahr in Rom. Dabei bin ich von Natur her, allem Nomadentum abgeneigt, bäuerlich seßhaft. Mithin lag das ständige Zelteabbrechen nicht in meinem Willen, die Umstände trieben mich. (In Positano war jedes später bewohnte Haus einsamer und billiger als das frühere, und im letzten, im schönsten, bezahlte ich bei dem günstigen Umwechslungswert der Mark 70 Mark Miete im Jahr; die Ölbäume, Zitronen, Apfelsinen und Trauben auf den vielen Gartenterrassen waren darin eingeschlossen.)

Es gab zwar in Positano noch ein Dutzend Deutsche, die unter gänzlich anderen oder auch ähnlichen Umständen wie wir dort lebten, indes – das politische Mißtrauen und die Sorge um die eigenen Dinge trennten jeden von jedem. Die dunklen Jahre in dem Fischernest, in welchem sich Meer und Gebirge auf ekstatische

Weise begegnen und gegenseitig steigern, standen für uns unter dem Zeichen einer feindselig uns einkesselnden Einsamkeit und für viele Jahre zugleich in der lähmenden Sorge um das tägliche Brot. Hinzu kam als Dreingabe immer wieder die Angst, verhaftet zu werden. Mein Los war in allen Dingen das eines Emigranten, nur daß ich nicht sein Gefühl von Sicherheit gegenüber der deutschen Polizei besaß. Riß mich das Doppelgespann Wein und Wut auch nur einmal einen Schritt zu weit, hatte ich dasselbe zu befürchten wie ein Mann in Köln oder Berlin, wenn ihm der Zornbehälter explodierte. Zweimal sollte ich verhaftet und nach Deutschland abtransportiert werden. Das eine Mal hatte ich mich im Hotel Danieli in Venedig, vom Wein befeuert, auf die törichteste Weise hinreißen lassen, es war während der Beschießung von Leningrad. Es ging zwar alles in Erfüllung, was ich einigen Nazijournalisten und einem Herrn aus dem Propagandaministerium donnernd voraussagte, aber zunächst einmal denunzierte mich dieser unbelehrbare Propagandist des Sieges. Bald darauf stand ich in einer positanesischen Weinschenke vor einem in Öl ausgeführten Porträt des größten Halbformats der Weltgeschichte, es hätte sein Selbstbildnis sein können. Da mir bei diesem Anblick der Wein hochkam, beschloß ich, das Bild aus dem Nagel zu heben und es fortzutun. Diesmal denunzierte mich ein kleiner Faschist. Aber beide Denunziationen, die des Ministerialbeamten und die des Schenkenwirts – und darum erzähle ich diese Geschichte – landeten auf dem Schreibtisch des Generalkonsuls in Neapel. Dieser Mann war zwar noch ein halbes Jahr zuvor eine herrschende Nazigröße in Rom gewesen, aber nun saß er strafversetzt an diesem Nebenposten und grollte. Außerdem mochte er mich gut leiden. So etwas gab's, Herr Vizekonsul aus Washington! Und ich vergaß es ganz, Ihnen auch das noch zu erzählen! Ja, Sie sollen es wissen: Ohne diesen Nazi-Generalkonsul hätte ich Ihnen kaum begegnen können, ich wäre wohl nicht mehr am Leben oder doch wahrscheinlich ein Krüppel. Denn dieser Mann, mit dem ich

einmal in Rom eine Nacht durchgezecht und ganz eindeutige Ansichten über Zeit und Zeitgenossen ausgetauscht hatte, dieser Mann – es klingt wie eine Stelle aus einem Schutzengelroman! – ließ die beiden Denunziationen verschwinden und mich unbehelligt in Positano an meiner »Sintflut« schreiben. Nach dem Krieg schrieb er mir. Er saß auf dem hohen Asperg. Ich setzte mich für ihn ein, und da er seinen Richtern diese, zumindest in meinen Augen, gute Tat rundum beweisen und belegen konnte, ließen sie ihn frei. Er besuchte mich noch einmal im Jahre 1949. Der Herr Generalkonsul vertrieb ein Haarkräuselmittel und, wie er aufseufzte, »auch noch ein amerikanisches!« Ich tröstete ihn, aber der kleine Ingenieur, der einmal, wie ihm vorkam, am Tisch der Götter gesessen hatte, fand sich nicht mehr in den Niederungen zurecht: er fiel, wie ich später vernahm, aus einem D-Zug.
Vom Jahr 1943 an erhielten wir keine Post mehr. Wir saßen abgeschnitten von allen Verwandten und Freunden. Ein Kind war uns in Positano geboren worden, ein neunjähriges Mädchen starb uns an Typhus. Diese Krankheit allein, die fast jedes Jahr ihre Opfer forderte, hätte uns gegen Norden in irgendeine größere Stadt getrieben, aber der Ort war durch die besonderen Verhältnisse der Zeit zu einer belagerten Festung geworden, aus der es kein Entrinnen mehr gab.
Die Front ging über uns fort. Wir erlebten die Ankunft der Alliierten. Der faschistische Bürgermeister des Ortes blieb noch wochenlang im Amt. Da er ein großes Gut in Kalabrien besaß, konnte er die alliierten Offiziere, die jeden Abend in sein Haus strömten, mit Poularden, frischem Gemüse, Obst und erlesenen Weinen traktieren. Mir gefielen diese Zusammenkünfte nicht. Dieser hartgesottene Reaktionär hatte Drohungen gegen einen deutschen Maler und mich ausgestoßen. Aber was sollten wir tun? Fortlaufen konnten wir nicht. Wir saßen auf einer Halbinsel. Der sich daran anschließende Teil Süditaliens lag von den Rückzugsschlachten der Deutschen

verwüstet oder doch ausgeraubt und verarmt da. Ein den Bewohnern unbekannter Deutscher in Zivil wäre von der erbitterten und durch die Schrecken des Krieges demoralisierten Bevölkerung zerrissen worden. Es kam, wie ich befürchtet hatte: eines Tages wurden der deutsche Maler und ich von einer amerikanischen Stelle aufgefordert, wir hätten uns innerhalb von drei Tagen 15 km »inland« zu begeben. Es bestand der Verdacht, daß wir vom deutschen Heer zurückgelassene Spione seien. Das war fast ein Todesurteil. Wir nahmen die Karte und maßen: 15 km nördlich hätten wir schon weit im Meer geschwommen, 15 km westlich genau auf den Klippen gegenüber Capri gesessen – und vor allem: das war kein »inland«... Wir hätten also nach Süditalien ziehen müssen, ohne Geld, ohne Ziel, ohne Beziehungen – mit einem deutschen Paß. Am ersten Tag wären wir als Spione verhaftet worden. Italienische Bekannte machten Bittgänge zu der amerikanischen Stelle. Eine Amerikanerin, die mit einem Italiener verheiratet war, ging als unsere Anwältin mit – umsonst! Die immer gleichen Eigenschaften des Militärs, welches ja sein Ideal in der Maschine erblickt, erweisen sich – und zwar bei allen Völkern! – als Widermenschlichkeit in Potenz. Darum schaffen sich wirkliche Demokratien Kontrollorgane, durch welche sie diese allem Militär innewohnenden Gefahren zu bändigen trachten. Wir hatten einen guten Schweizer Bekannten in Neapel, der Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes war und mit diesem Kontrollorgan Hand in Hand arbeitete. Aber als meine Frau nun aufbrechen wollte, um diese letzte Hilfe zu mobilisieren, brach der Vesuv aus. Die Nacht siegte über uns, die Nacht am hellen Tag. Der Himmel, dick voll Staub und Bimsstein, grollte, donnerte, regnete Asche. Aber auf meine Frau machte das furchtbare Schauspiel nicht so viel Eindruck als der Ausweisungsbefehl. Sie hatte beschlossen, nach Neapel zu fahren – und darum fuhr sie: auf Camions, die sie einfach anhielt, mit Engländern, mit Negern, durch den Bimssteinregen, durch die Nacht, durch den Schwefelgestank. Während ich das

flache Dach unseres Hauses, damit es nicht unter der Last der Vesuvasche einbreche, schwitzend freischaufelte, war meine Frau in Neapel dabei, mich von dem imbezilen Verdacht zu säubern, ein Spion des deutschen Heeres zu sein. Es gelang ihr. Und als sie am andern Tag abends zurückkam, an ihrem Geburtstag, hatte ich mein Geschenk für sie gerade fertig, das Gedicht vom Ararat: »Auf den Wellen meiner weißen, meiner schwarzen Schafe.«

Erfahrungen, die man mit dem Militär oder mit Beamten eines andern Volkes macht, geben von diesem meist eine falsche oder doch einseitige Vorstellung. Es ist, als ob man einen alten schönen Palazzo von hinten durch den Dienstboteneingang beträte und ihn auf demselben Weg wieder verließe, ohne den Park, die Freitreppe und das herrliche Treppenhaus zu Gesicht bekommen zu haben. Eilfertige oder sogar ressentimentgeladene, also ungerechte Urteile über Amerika, wie man sie heute en gros geliefert bekommt, halte ich für uns Westeuropäer nicht nur für eine grobe Undankbarkeit, sondern, was noch wichtiger ist, für eine unter Umständen folgenschwere Torheit. Ich bin damals in Positano und ebenso später auf meiner Reise durch die Staaten immer wieder jener amerikanischen Menschlichkeit begegnet, die sich von dem in der Tat die ganze Kulturwelt bedrückenden »Amerikanismus« genauso leuchtend abhebt wie etwa das wahre, verborgene Deutschland von jenem Bild, das seine Feinde, teils zu Recht, teils zu Unrecht, heute von ihm in der Welt verbreiten.

In Positano erlebten wir eines Tages die Begegnung mit dem Hunger. Jene, die unsere Kinder und uns am Leben hielten, waren Amerikaner. Ein Militärarzt, der innerhalb einiger Tage unser Freund wurde, schickte uns, als er wieder an die Front abreiste, alles, was er versprochen hatte: Impfstoff gegen den Typhus, und zwar gleich für den ganzen Ort; Lebensmittel, Schreibmaschinenbänder, army-books! Und das schickte er (allerdings wohl kaum mit dem Wissen seiner militärischen Vorgesetzten) per Flugzeug!

Wir standen auf unserer Terrasse, während der beauftragte Oberleutnant, der mit unserm Freund bei uns zu Besuch gewesen war, in dem engen Talkessel immer kleinere Kreise zog, bis er unsere Terrasse entdeckte. Aus dem Fallschirm, der das Paket trug, machten wir den Kindern Kleider. Später kommandierte unser Arztfreund regelmäßig irgendeinen seiner Untergebenen ab, der uns dann im Wagen unsern Proviant direkt von der Front zu bringen hatte.

William lebt nicht mehr. Aber immer, wenn der Name seines Landes, dem er sich mit dunkler Schwermut verbunden fühlte, in irgendeinem Gespräch auftaucht, seh' ich ihn vor mir: den männlichen Dionysiker, in allen Nähten seines fülligen, spendefreudigen Wesens aufplatzend, maßlos, unreif, ungebildet, aber im Herzen zart und gelehrig wie ein Kind.

Nach William kamen die Quäker und legten alle ihre Mittel in die Hände meiner Frau, mit dem Auftrag, sie solle alles nach eigenem Urteil und Gewissen an die übrigen Deutschen verteilen. Was uns zuerst als eine einfache Rechenaufgabe vorkam, erwies sich bald als höhere Mathematik mit seelischen Werten, und die Verteilerin des Guten erntete wenig Verständnis. Zuletzt erschien bei uns die UNRRA. 1946 bereits erreichte mich ein Schweizer Verlag und schickte seinen Direktor mit Fränkli zu uns. Aus Angst, daß sie ihm hätten stibitzt werden können, trug er sie in einem Brustbeutel unter dem Hemd. Im Jahr 1948 sah ich Deutschland zum ersten Mal wieder, das Deutschland der ersten Nachkriegsjahre. Es gefiel mir bedeutend besser als das ihm vorangegangene Deutschland, aber auch besser als das ihm folgende.

Günther Sawatzki

1906 · Krasser Fuchs und edle Gattin

Wir denken immer, daß Menschen geboren werden und sterben; das ist jedoch, wie die Statistik ausweist, nicht ganz korrekt. Nach der Statistik bestand die Generation von 1906 aus 2084739 neugeborenen »Personen«. 62262 von ihnen räumten sogleich wieder die Welt. Erst hinter diesen Totgeborenen rangieren in der Zählung die unehelich Geborenen – das war damals die offizielle Wertung, streng, aber eng.
Im Deutschen Reich lebten um diese Zeit fast 61 Millionen »Personen« als »Rechtssubjekte und Vertragspartner«. Denn das ist der ursprüngliche Sinn des Personbegriffs; er ist erst viel später metaphysisch verschönert worden. In der Statistik gilt er noch in altem, kaltem Glanz. Wenn also 1906 1174464 »Personen« gestorben sind, so besagt das sinngemäß, obwohl sie von Menschen beweint wurden, nur: sie verließen den Markt. Eheverträge schlossen 498990 Personen; zur halben Million hat die Entschlossenheit der 249495 weiblichen und 249495 männlichen Partner offenbar nicht gereicht.
Da wir nun schon einmal auf dem Markte sind, erkundigen wir uns am besten gleich, wie die Geschäfte gingen, denn davon hängt die Lebensstimmung ab. Auf den ersten Blick möchte man sagen: »Glänzend!«
Auf dem Weltmarkte herrschte 1906 Hochkonjunktur. Deutschland galt damals als »das stärkste Energiezentrum der Erde«. Kurz vor Jahresende hieß es: »Die Berichte aus allen deutschen Industrien überbieten einander an Glanz«. Viele Großbetriebe, insbe-

sondere in der Eisenindustrie und ihren »Nebenbranchen«, waren bis Ende 1907 mit Aufträgen eingedeckt. Die großen Aktiengesellschaften zahlten außerordentlich hohe Dividenden. Die Arbeiter bekamen höhere Löhne. Handel und Landwirtschaft »standen in schönstem Flor« – nur der Wein des Jahres war schlecht. Was also kann uns hindern, die Menschen von 1906 zu beneiden und um so gründlicher unsere Köpfe darüber zu schütteln, wie wenig sie diese Gunst der Lage genutzt, wie viele lächerliche Fehler sie gemacht haben?

Aber wenn man sich ohne genauere Prüfung klüger vorkommt als andere Leute, lernt man nichts und bleibt geschichtlich immer der Dumme. Man muß auch hier die Parzivalfrage stellen: »Woran leidet Ihr?« Bernard Shaw hat um jene Zeit erklärt, das große Publikum habe eine sehr ausgeprägte Neigung, jede neue geistige Erscheinung zu etikettieren und sich damit der Strapaze zu entziehen, sie zu begreifen. Ich möchte sagen, das gleiche gilt auch für alle *alten* geistigen Erscheinungen. Sie sind längst etikettiert, abgetan, erledigt: »Wir wissen alles, mach es kurz.« 1906? Glänzende Konjunktur, Wirtschaftsblüte, hohe Dividenden, steigende Löhne – und daraus haben diese Leute nichts gemacht?

Gerade, weil uns das Jahr 1906 noch viel Stoff zum Lachen geben wird, wollen wir seine Sorgen ernst nehmen. Zukunft und Vergangenheit sind von uns – wie Bühnenspiele, die wir durch umgekehrte Ferngläser betrachten – weit entfernt. Die Vergangenheit glauben wir scharf zu erkennen; sie wirkt wie ein Ballett von Ursachen und Wirkungen. Aber daß die Menschen damals auf dieser Bühne tanzten, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß war, gestatten wir uns, nicht zu wissen: denen ging es ja so gut! Diese Art summarischer Urteile verführt zu chronischer Selbstüberhebung statt zur Einsicht. Geschichte ist immer unberechenbar, wenn es stimmt, daß die menschliche Freiheit in ihr eine Rolle spielt – das hat zuletzt und am deutlichsten Golo Mann gesagt.

Tritt man etwas näher an dies Konjunkturglück von 1906 heran, so

sieht man, daß es hohl ist. Es war ein verschleiertes Krisenjahr. Die deutsche Industrie arbeitete bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Sie hatte drei Sorgen: Rohstoffmangel, Arbeitermangel, Geldmangel. Riesenbetriebe haben einen ungeheuren Kapitalbedarf und müssen so ungeheure Zinsen aufbringen, daß sie gegen jede Störung, die ihre Produktion – bei fortdauernden Zinsverpflichtungen – einzuschränken droht, äußerst empfindlich werden. Deswegen die allgemeine Sorge der Großindustriellen vor »Arbeiterstrikes« wie im Jahre 1905. Diesmal gab es in Deutschland nur einen großen Ausstand: die Aachener Zeche »Rote Erde« lag zwei Monate still. Das kostete den Betrieb sieben Millionen und die Arbeiterschaft 600000 Mark Lohnausfall.

In Deutschland, England und Amerika herrschten Rekordzinssätze: »Bei uns war es die Folge des ungeheuren Kapitalbedarfs der Industrie, der ganzen Volkswirtschaft; in England schrieb man's den umfangreichen Goldexporten nach Ägypten, Nord- und Südamerika zu, und in der Union (den USA) lag's an dem nie zu stillenden Goldhunger einer rasch emporgewachsenen Industrie und einer bis an die Grenze der Tollheit getriebenen Spekulation.« Amerika saugte 1906 das Gold weg »wie der Schwamm das Wasser«.

In Deutschland wurde wenig spekuliert. Die Börse hatte schon bessere Jahre gesehen. Die Kurse gingen seit Anfang 1906 fast überall zurück. Der deutsche Geldmarkt blieb spröde. Handel und Industrie erbosten sich über die Diskontpolitik der Reichsbank, die eine Erhöhung der zinsfreien Einlagen der Girokonten verlangte – womit sonst sollte sie Geschäfte machen und den Notenumlauf regulieren? Man begann damals erst zu begreifen, daß Konjunkturpolitik nötig sei, »wußte aber kaum ein anderes Mittel in Dienst zu stellen als die Diskontpolitik« (Wagemann).

Die Unternehmer sahen sich durch die Geldknappheit zu riskanter Finanzstrategie gezwungen. Die Preise für Kohle und Eisen stiegen – erstens, weil bei den vielen Aufträgen die Rohstoffe knapp wur-

den, zweitens, weil man den Kohlepreis drastisch erhöht hatte, um die steigenden Löhne der Bergarbeiter zu bezahlen. Im Ruhrgebiet gab es eine Lohnerhöhung um 4,96%, aber die Preise liefen wie eine Springflut hinterher und verschlangen den Vorteil: in den ersten sechs Monaten des Jahres stiegen die Lebensmittelkosten um 4,5%. Da die Industrie trotz allem doch glänzend verdient hatte, mußte sie – um Geld zum Produzieren zu bekommen – den immer anspruchsvoller werdenden Aktionären hohe Dividenden zahlen: im Ruhrgebiet waren es 2–5% mehr als 1905 – dabei war schon 1905 ein ertragreiches Jahr gewesen. »Es war ein Jahr der hohen Tantiemen und Renten für schwerreiche Frauen.« Aus diesen gezahlten Dividenden berechneten die Arbeiter die Verzinsung des in den Unternehmen angelegten Vermögens und fanden es unrecht, daß das Kapital Arbeit sich so viel langsamer verzinsen sollte als das Kapital Geld. Also forderten sie 15% Lohnerhöhung, ohne erst lange an das Unternehmerrisiko und die Weltkonkurrenz zu denken. Kluge Betriebe wie Krupp versuchten, ihre Stammarbeiter durch andere Vergünstigungen zu fesseln, z.B. durch Werksiedlungen und durch gesperrte Sparbücher, die einem verheirateten Familienvater, wenn alles glatt ging, im Jahr bis zu 400 Mark Gewinn einbrachten.

Aber die steigenden Lebensmittelpreise, insbesondere die Fleischteuerung, blieben ein ständiges Argument der Arbeiterschaft, der Angestellten, der Beamten. Der Ärger über das Dreiklassenwahlrecht, das man in Preußen krampfhaft aufrechterhielt, lieferte oft den Zündfunken. Die Nähe der russischen Revolution war zu spüren; bei Zusammenstößen mit der Polizei riefen die Arbeiter: »Ihr Kosaken! Ihr Bluthunde!« Auch in Österreich verdarben die steigenden Preise die Stimmung: »Die Chefs verlangen um dasselbe Geld eine bedeutend höhere Leistung als früher. Das heißt mit andern Worten: der Geldwert ist gesunken. Für 200 Kronen muß man gegenwärtig unverhältnismäßig viel mehr leisten als seinerzeit

für 100. Die 200 Kronen gelten trotzdem auf dem Markte weniger als der alte Hunderter. Daher die allgemeine Klage über die schlechten Zeiten, die große Verdrossenheit in allen Berufen.«
So kam es, daß im Dezember 1906 die »Zukunft« sorgenvoll schreiben konnte: »Entweicht uns wirklich nach und nach die Gunst der Konjunktur? Die klügsten Männer der Praxis sagen's. Industrielle und Bankiers sagen, der Sättigungspunkt sei erreicht, liege schon hinter uns, und ihr geübtes Ohr höre seit ein paar Wochen im Fundament der Wirtschaft das Gebälk beben. Mit einer nahen Krisis rechnen fast alle, einer leisen, aber vielleicht langen.«
Sie war schon da. Moderne Forscher wie Günter Schmölders rechnen 1906 zu einem der »weltwirtschaftlichen Krisenjahre«, in denen der Umschlagspunkt der Kohlenpreise die industrielle Beschäftigungslage ausdrückt. Keine Weltwirtschaftskrise, aber eine weltwirtschaftliche Krise, die eine im ganzen kräftig nach oben gerichtete Entwicklung unterbrach.
Dem Rhythmus der Industriekonjunktur, die in der Neuzeit alle arbeitenden Völker ergreift, weil alle miteinander wirtschaftlich verflochten sind, folgte der Rhythmus ihrer Freundschaften oder Rivalitäten.
Der englische Arzt Dr. Arthur Shadwell ließ 1906 sein berühmtes zweibändiges Werk »Industrial Efficiency« erscheinen, das die Arbeit der Amerikaner, Briten und Deutschen gründlich miteinander vergleicht. Seine Schlußfolgerung lautete: »Eines weiß ich sicher: der arbeitende Mensch trägt über den weniger arbeitenden den Sieg davon, und die Nationen, die uns beim industriellen Wettbewerb überholt haben, waren dazu in der Lage – und das ist das entscheidende –, weil sie mehr gearbeitet haben.«
Diese Feststellungen machten den Deutschen Freude, aber keine Freunde. Man hat damals natürlich den Wettkampf zwischen Amerikanern, Briten und Deutschen als ein spannendes, nicht ungefährliches Schauspiel beobachtet und Vergleiche zwischen den arbei-

Gegenüberliegende Seite: Zeichnung von F. von Reznicek

tenden Menschen angestellt. Von den Amerikanern hieß es, sie seien von jedem Risiko begeistert und stürzten sich tollkühn hinein – nach dem Prinzip: Auf hundert Opfer ein Erfolg, aber der entschädigt tausendfach. Die deutsche Industrie galt den Engländern als amerikanisiert – damals sagte man »yankeeisiert« –, weil sie Neuerungen einführte, ohne des Erfolges ganz sicher zu sein.

Man hat gesagt: um 1906 begannen bei den Engländern die Fehler ihrer Tugenden, bei den Deutschen die Tugenden ihrer Fehler mächtig in die Entwicklung der Industrie einzugreifen. Die Engländer waren konservativ, realistisch, wohlhabend, gesund und sportlich, sie arbeiteten gern, aber nicht zu viel und erklärten vieles Neue für unzumutbar oder unmöglich. Die britischen Gewerkvereine schrieben dem Industriellen nicht nur vor, wie viele Arbeiter er einzustellen hätte und welche, sondern sie genehmigten oder verboten auch die Anschaffung arbeitsparender Maschinen, die Ausdehnung, Spezialisierung und Erweiterung der Betriebe. Darum konnten die Ergebnisse der britischen Forschung nicht in bessere industrielle Arbeitspraxis umgesetzt werden.

Das wird bei uns häufig vergessen, wenn man sich des erstaunlichen Aufschwungs der deutschen Wirtschaft in diesen Jahren rühmt. Man hielt die Deutschen für Leute, die zwar ungern, aber fanatisch arbeiten; sie ersetzten die Liebe zur Sache durch Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit. Sie lernten unersättlich und gaben ihrem Ehrgeiz keine Ruhe. Im Gegensatz zu den Engländern, die freie Wochentage, freie Arbeitsstunden, hohen Lohn auch für Durchschnittsleistungen forderten, galten die Deutschen als erbärmlich anspruchslos – »außer im Trinken«. Die deutschen Hochschulen produzierten Jahr für Jahr eine »Gelehrtenarmee«, die sofort von der Industrie aufgenommen wurde und die es verstand, »die enorm verzweigten Quellen etwa der Schwarzen Kunst Chemie oder der Elektrizität in den Strom der Praxis, der Technik zu lenken«. So sind die Engländer von beiden Konkurrenznationen überflügelt



„Wie nett, daß wir uns telephonieren können, Männchen. Ich fühle mich jetzt gar nicht einsam!“

worden. Die Führungskreise der britischen Industrie waren in ihrer Zwangslage natürlich gereizt durch die Unterschätzung der britischen Intelligenz und der wirtschaftlichen Kraftreserven des Landes. Sie ärgerten sich über den heimlichen oder offenen Spott der Amerikaner, daß kein britischer Unternehmer dafür zu haben sei, sich mit dem »elektrischen Kraftübertragungsgeschäft vertraut zu machen«, und daß die Briten fest entschlossen seien, »sich mit den Begriffen Volt und Ampere, Ein-, Zwei- und Dreiphasenstrom nicht zu befassen«. Denn gerade von daher erwartete Amerika 1906 alle Fortschritte der Zukunft.

In diesem Spannungsfeld der Weltwirtschaft standen nun 1906 die Deutschen, aufstrebend und unbeliebt. Die Verbindung ihrer industriellen Expansion mit der stärksten Rüstung machte sie den anderen Völkern unheimlich. Das wurde von den Deutschen gespürt, aber, da man sich unschuldig und gutwillig fühlte, vielfach nicht verstanden. Die es hätten verstehen müssen, die herrschenden Klassen, reagierten darauf mit einem Stolz, der die Deutschen noch unangenehmer erscheinen ließ.

Zu Beginn des Jahres 1906 erklärte der berühmteste Erfinder der Welt, Thomas Alva Edison: »Wir stehen am Beginn einer neuen großen Epoche der Weltgeschichte. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn ich eines Morgens aufwachte und erführe, daß einer der 300000 Gelehrten der Welt das Geheimnis der Erzeugung von Elektrizität durch ein direktes Verfahren gelöst und so eine Revolution der menschlichen Verhältnisse begonnen hätte.«

Edison, damals fast 60 Jahre alt, sah, wohin man bald kommen würde – nur wußte er nicht wie. Er hatte einst den Walzen-Phonographen erfunden und die Kohlefadenlampe, er hatte schon vor Jahrzehnten das erste E-Werk der Welt, in New York, errichtet und war mit seinem Verfahren, Beton zu gießen, fast schon fertig. Gerade in diesem Jahre 1906 entdeckte Albert Einstein die Gleich-

wertigkeit von Masse und Energie, das berühmte Gesetz $E = mc^2$: also, Energie ist gleich Masse, multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Woraus folgte, daß Energie in Materie und Materie in Energie verwandelt werden könnte; bald darauf konnte man es: Die Revolution, die Edison spürte, stand vor der Tür.
Er selber, kein Wissenschaftler, ein genialer Praktiker, meinte, der technische Fortschritt käme allein von der Elektrizität. Und Elektrizität entstand durch Verbrennung von Kohle. Edison erklärte: »Es ist widersinnig, Kohlen zum Transport auf Räder zu setzen. Wir können 10000 Pferdestärken schneller und sparsamer in Drähten befördern«. Er meinte, die Elektrizität würde billiger werden, wenn man die E-Werke fortan direkt »an den Öffnungen der Bergwerke« errichte. Er träumte davon, daß bald der ganze Verkehr elektrisch betrieben werde. »Die Elektrizität wird bald die Pferde verdrängt und damit das Verkehrsproblem der Städte gelöst haben« – nun, es gab ja schon lange elektrische Straßenbahnen; die erste, von Siemens entwickelt, fuhr 1881 in Berlin. »Die Schiffe könnten künftig in drei Tagen über den Atlantik fahren, wenn man sie elektrisch antriebe«: hier ist die Entwicklung anders verlaufen. Aber erfüllt hat sich Edisons Prophezeiung: »Die Elektrizität wird so billig werden, daß jedermann elektrisches Licht verwenden kann. Das würde dann nur einen Bruchteil der heutigen Kosten machen. Zum Beispiel könnte die Stadt New York taghell erleuchtet werden, ohne höhere Kosten.«
Solche Visionen des Weltverkehrs beflügelten die Phantasie. Am 1. Februar berichtete die »Revue« über die erste Eisenbahnfahrt durch den Simplon-Tunnel: sie dauerte 37 Minuten, während bis dahin die Post acht mühsame Stunden über den Paß gebraucht hatte. Der Tunnel, in acht Jahren erbaut, 19720 m lang, konnte an einem Ende durch ein Gitter, am anderen durch ein »Metalltor, das mit Schießscharten versehen ist«, geschlossen werden.
Die Fortschritte der Luftfahrt wurden mit stolzer Freude aufge-

nommen, aber der Unterton ahnungsvoller Angst ist auch 1906 nicht zu überhören. In Deutschland brach endlich die Zeppelinbegeisterung durch. Der vielgelästerte Starrsinn des alten Grafen, der sein Geld und das seiner Freunde – anderthalb Millionen Mark! – seit 1889 in die jahrelangen Experimente gesteckt hatte, ein Luftschiff mit starrem Ballonkörper zu bauen, erschien gerechtfertigt, als sich am 9. und 10. Oktober die 128 Meter lange Riesenzigarre von einem Floß auf dem Bodensee in die Lüfte erhob und sich langsam um die eigene Achse drehte. Das Problem der Steuerung war endlich gelöst. »Von den bedeutendsten Fachleuten war die Aussicht auf einen Erfolg verneint worden«, – nun aber flog das Luftschiff »mit majestätischer Ruhe« in 200 bis 800 Meter Höhe um den Bodensee und landete glatt und sicher. Dann begannen die Landfahrten, und Spötter meinten, das ganze deutsche Volk liefe mit erhobener Nase herum, um den Zeppelin, der ja überall auftauchen könnte, rechtzeitig zu sichten.
Auf der Stuttgarter Naturforscher- und Ärzte-Tagung eröffnete Graf Zeppelin, »Reisen zwischen Europa und Amerika seien mit diesem Vehikel schon jetzt kein zu großes Wagnis mehr. Mache man den Durchmesser des Tragzylinders nur um 1 Meter größer, so könnte man 50 bis 60 Passagiere aufnehmen, die Verbindung mit unseren Kolonien herstellen, den Truppen in Südwestafrika Wasser und Lebensmittel zuführen, den Nordpol erreichen und so weiter.«
Die Münchener »Jugend« schrieb daraufhin ironisch: »Welche Perspektiven! Nicht nur der Verkehr, auch das ganze Kriegswesen wird jetzt revolutioniert werden. Wir bauen Luftpanzerschiffe, Luftkreuzer, Lufttorpedos, Luftminen...« Wie recht man leider hatte! »Jetzt heißt es nicht mehr: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser! sondern: Deutschlands Zukunft hängt in der Luft!«
Auch das halbstarre Luftschiff des Majors v. Parseval schien 1906 für militärische Zwecke brauchbar. In Zeitschriften erschienen Bilder, auf denen man Dutzende von Soldaten in weißen Drillich-

anzügen gruppenweise unter dem Luftschiff herumspringen sah, um bei Landung und Start die Taue richtig zu erwischen bzw. rechtzeitig loszulassen. Das Problem der militärischen Verwendung bestand darin, den Ballon, »wenn Munition auf feindliche Truppen abgeworfen wird«, nicht zu schnell in die Höhe steigen zu lassen, weil dabei das Gas sich ausdehnen und die Hülle platzen konnte. Da den Franzosen jüngst gelungen war, 20 Kilogramm Munition abzuwerfen, ohne daß das Luftschiff entzwei ging, fühlten die Deutschen sich zur Eile gedrängt.

Auch die Freiballons wurden nun zu einer Art munteren Wehrsports benutzt. Beim Pariser »Gordon-Bennett-Rennen« wären sie beinahe in den Kanal getrieben worden; ein amerikanischer Leutnant gewann. Der »Berliner Verein für Luftfahrt« feierte sein immerhin schon 25jähriges Jubiläum mit einer Verfolgungsjagd. Ihr lag »die Idee zugrunde, daß Ballons aus einer belagerten Festung mit wichtigen Depeschen aufsteigen«. Der Feind suche sie dadurch abzufangen, daß er »auf den Straßen, die auf der Seeseite der Stadt liegen, Automobile stationiert, die sofort bei Erscheinen des Ballons deren Verfolgung aufnehmen«. Aber die Ballons flogen zu schnell, und obwohl sie nach zwei Stunden zu landen hatten, wurde von 16 nur einer erwischt; man sieht ein Bild, wo sein Korb auf einem Pferdewagen neben einem schmalen, hochbeinigen Auto steht, aus dem vier sitzende Offiziere mit halbem Leibe emporragen. Es gab sinnige Silberpreise: Aschenbecher »in Form eines Ballonkorbs, mit allem Zubehör«, oder, noch prächtiger, einen »silbernen Ballon mit stark vergoldetem Netzwerk, an dessen Korb zwei in Silber getriebene männliche Gestalten, welche die Erde und die Luft verkörpern, um die Herrschaft über das Luftschiff ringen«.

Hinter diesen Vergnügungen lauerte tödlicher Ernst. Große Unruhe erregte in Deutschland die Meldung, daß ein französisches Syndikat für 800000 (achthunderttausend) Dollar die »Flug-

maschine der Brüder Wright aus Dayton (Ohio)« gekauft haben solle. Konnte daraus nicht eine militärische Bedrohung des Reichs entstehen?

Die internationale Situation war immer noch kritisch: die Marokkokrise wurde erst im Frühjahr 1906 beigelegt. Ein Fall unfreiwilliger Panikmache ist bezeichnend für die Stimmung. Die »Rastatter Zeitung« veröffentlichte eine Bekanntmachung, daß die »Kaiserliche Fortifikation Straßburg« zu dringenden Arbeiten sofort 250 Aufseher, 8000 Erdarbeiter, 500 Gerüstbauer und je 250 Maurer und Zimmerleute suche. Hunderte von Arbeitswilligen erschienen pünktlich im Straßburger Festungshof und wurden von erbosten Wachtmeistern verscheucht. Die Straßburger Presse druckte die Rastatter Meldung mit einem Fragezeichen nach. Darauf stürmten die Sparer Banken und Kassen, um ihr Geld fluchtbereit zu halten, falls der Krieg ausbräche. Die Nachprüfung ergab: im Rastatter Bezirkskommando hatte ein zerstreuter Schreiber den Entwurf der Anzeige, die nur im Ernstfall erscheinen sollte, versehentlich in Druck gegeben.

Die Kriegsfurcht klang ab, Unruhe und Erbitterung blieben. Für die Stimmung im Jahre 1906 symptomatisch ist ein Prozeß, der im Frühjahr vor dem Amtsgericht München I stattfand. Der Pariser »Matin«, der damals ein Sensationsblatt war, hatte die »Münchener Neuesten Nachrichten« wegen Beleidigung verklagt. Vorher war auf eine gleiche Klage hin durch ein Hamburger Schöffengericht der Chefredakteur Hoffmann von den »Hamburger Nachrichten« zu 100 Mark Geldstrafe, eventuell zehn Tagen Haft, verurteilt und dem »Matin« das Recht zur Veröffentlichung des Urteils zugesprochen worden. Die Hamburger hatten sich gar nicht verteidigt.

In München ging es ungleich dramatischer zu. Der Außenpolitiker der »Münchener Neuesten«, Ernst Posselt, erklärte, es sei sittliche und patriotische Pflicht gewesen, die Machenschaften des »Matin« zu entlarven. Denn dies Pariser Blatt habe mit Alarmnachrichten

im gefährlichsten Moment einen Kurssturz an der Börse herbeigeführt, um billig französische Staatspapiere aufkaufen zu können. Das sei im April 1905 geschehen, also in einer Zeit größter Hochspannung, wo die öffentliche Meinung im Ausland so erhitzt gewesen sei, daß jede Alarmnachricht katastrophale Folgen hätte auslösen können. Da jedermann gewußt habe, daß der »Matin« intimste Beziehungen zum damaligen kriegsentschlossenen Außenminister Delcassé unterhalte, hätte man den ungezeichneten Artikel nicht anders verstehen können, als daß der Krieg unmittelbar drohe. Die französische Regierung habe zwar gleich scharf dementiert, aber inzwischen wäre die schändliche Baissespekulation schon gewinnreich abgeschlossen gewesen.
Nun entwickelte sich ein interessantes Duell zwischen zwei Münchener Anwälten. Der eine, der den »Matin« vertrat, erklärte: Beleidigung sei Beleidigung und müsse bestraft werden, sie liege hier formell vor, und: »Die Presse hat keine andere Stellung im Strafgesetzbuch wie jeder andere«. Der Gegenanwalt erklärte: »Es gibt Handlungen, die das deutsche Strafgesetzbuch nicht trifft und die nichtsdestoweniger Verbrechen sind.« Der Chefredakteur des Münchener Blatts sagte aus: »Ich wüßte nicht, daß ein derartiger Artikel (wie der des »Matin«) in den letzten 70 Jahren aufgenommen worden sei und eine derartige Wirkung erzielt hätte.«
Die weiteren Vernehmungen haben allerhand sittengeschichtlich interessantes Material zutage gebracht. Ernst Posselt erklärte, es sei allgemein bekannt, daß der »Matin« »bei dem Detailverkauf anläßlich sensationeller Nachrichten« seine Auflage zu steigern versuche und daß er in Paris als eine Art Nebenregierung, als Staat im Staate, betrachtet werde. Minister und Banken fürchteten sich vor ihm. So habe der »Matin« den Kriegsminister André so eingeschüchtert, daß er sich nicht getraut habe, ihm Soldaten für eine Reklameveranstaltung zu verweigern, für einen Wettmarsch, dessen Anstrengungen mehrere Todesopfer gefordert hätten. Und Frankreichs

Großbank, der Crédit Lyonnais, werde regelrecht erpreßt: das Blatt brächte gute Meldungen, wenn ihm Geld gegeben werde, »drohende oder ungünstige Notizen, um neue Leistungen herbeizuführen«, Angriffe, wenn das Geld ausbliebe. Den präzisen Nachweis, daß der »Matin« an seinem politischen Börsenmanöver verdient habe, brauche man also um so weniger zu führen, als der tatsächliche Besitzer des Blatts, der Finanzmann Bunau-Varille und sein Chefredakteur, Stephan Lauzanne, die jetzt geklagt hätten, schon seinerzeit an Bestechungsgeldern der Panama-Gesellschaft beträchtlich verdient hätten: das sei durch die offizielle Untersuchung des Panamaskandals durch die Deputiertenkammer amtlich festgestellt worden. Die Münchener Redaktion erklärte kategorisch: »Mit einem Blatt wie dem ›Matin‹ schließen wir keinen Vergleich.«

Wir wundern uns heute, daß solch ein Prozeß geführt werden konnte. Aber das läßt sich verstehen, wenn man die Härte der Pressefehden jener Zeit kennt. Der belgische Gesandte in Berlin hatte Ende 1905 seiner Regierung berichtet über die »riesenhaften Anstrengungen der englischen Presse, einen friedlichen Ausgang der Marokkoangelegenheit zu verhindern« und von der »doch wohl unaufrichtigen Leichtgläubigkeit« gesprochen, »mit der sie alle Verleumdungen gegen die deutsche Politik aufgreift«. Wie dieser verbissene Zorn aus dem Politischen auch in ganz andere Bereiche übergriff, dafür bot sich 1906 bei dem Ausbruch des Vesuvs, der Opfer und Schäden forderte, ein neues Beispiel. Die kaiserliche Regierung unterließ eine offizielle Bekundung ihrer Teilnahme. Obwohl nun die deutschen Zeitungen es an Äußerungen herzlichen Mitgefühls nicht fehlen ließen, erklärten große englische Blätter wie auf Kommando: Deutschland habe sich »von der allgemein menschlichen Sympathie ausgeschlossen« und, so schrieb die »Times«, daraus könne man »die Brutalität des deutschen *Volkes* erkennen«.

Nicht der Krieg, den man befürchtete, sondern eine große Zahl von

Katastrophen haben 1906 den Menschen die Unsicherheit ihres Daseins deutlich gemacht.

Eine Schlagwetterexplosion in Courrière (Nordfrankreich) forderte 1100 Menschenleben. Aus Deutschland kam, dankbar begrüßt, eine Rettungsmannschaft zu Hilfe. Es scheint, daß etwa 600 der unter Tage Eingeschlossenen noch etwa eine Woche lang gelebt haben, von Durst gefoltert, im schwelenden Rauch des Grubenbrands. Man fand später, daß sie all ihren Proviant aufgegessen hatten, und daß manchen der Schädel mit der Bergmannsaxt eingeschlagen war. Ist in der Finsternis um das letzte Stück Brot, um den besten Platz an der Luft gekämpft worden? Haben die Bergleute einander die Qualen verkürzen wollen? Viele Tage nach der Katastrophe, als man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, rannte vom Schachteingang ein Arbeiter auf einen Ingenieur zu und schrie fassungslos: »13 lebende Leichen! 13 lebende Leichen wollen rauf!« Eine halbe Stunde später wankten die 13 Geretteten – wir kennen dies Bild aus eigener, deutscher Erfahrung – ans Licht, die Hände vor den Augen. Im Krankenhaus erholten sie sich. »Bei zweien«, sagt ein Bericht, »dauerte ein schauerliches Lachen fort, das schon beim Verlassen der Grube aufgefallen war. Wunderbar, alle 13 sind bei vollem Verstande! Und der eine, der da lachte, Nemy ist es, dem alle ihre Rettung verdanken. Er war der Führer, er befahl, er verbot einzuschlafen, denn dicht neben der lohenden Grube herrschte schon eine Bärenkälte.« Nemy zog ein entsetzlich stinkendes Stück Fleisch aus der Tasche: ihre letzte Nahrung. Sie hatten das Glück gehabt, in einen der unterirdischen Pferdeställe zu geraten, und hatten dort erst die Rüben, dann den Hafer, schließlich die Rinde der Stützbalken gegessen, und als gar nichts mehr da war, fanden sie im Geröll den Kopf eines erschlagenen Pferdes ... Nemy und sein Kamerad Pruvart wurden in Frankreich als Helden gefeiert. Sie sollten das Kreuz der Ehrenlegion bekommen und fuhren nach Paris. Auf dem Nordbahnhof fingen Leute des »Matin« sie ab und

*Gegenüberliegende Seite:
Zeichnung
von Th. Th. Heine*

machten mit ihnen einen Reklameumzug im Automobil durch Paris. In den Zeitungen stand: »Dem geretteten Bergarbeiter Nemy aus Lens sind von mehreren Schauspieldirektoren Anträge gemacht worden, er möge auf ihren Bühnen auftreten. Von 235 Damen im Alter von 16 bis 67 Jahren hat er Heiratsanträge erhalten.«
Courrière war nicht die größte Katastrophe des Jahres:
Am 18. April um 5.13 früh stand ein zum Augenzeugen ausersehener Mann in San Francisco auf der Straße. Er hatte am Abend vorher einen farbenprächtigen Sonnenuntergang erlebt, war mit einem der vielen Wagen oder Automobile in die Oper gefahren, um Caruso im »Carmen«-Gastspiel der New Yorker Metropolitan Opera singen zu hören. Hinterher war man in der stillen Nacht noch lange fröhlich beisammen gewesen, hatte gefeiert bis in den Morgen. Da bebte der Boden ein bißchen. »Erst dachte ich, es sei eine gewöhnliche Erschütterung, irgendwas. Dann begannen die Dachkanten der Gebäude abzubrechen, sie stürzten auf die Straße, dann folgte das prasselnde Krachen der Steine, das die Angstrufe der Verwundeten verschlang. Erst darauf kam das furchtbare Senken und Heben, Senken und Heben. Die Stadt wurde wie eine Feder im Sturm umhergeschleudert...«
Der amerikanische Milliardär John D. Rockefeller hielt sich damals mit Frau und zwei Töchtern inkognito im Bayerischen Hof in München auf. Er ging den anderen amerikanischen Gästen aus dem Wege. Sein Sohn telegraphierte ihm aus New York: »San Francisco ist erledigt.« Aber John D. ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er besuchte »mit seltenem Eifer« während seines 19tägigen Aufenthalts die Münchener Museen. Als Gast hatte er den Maler F. A. Kaulbach bei sich, der sechs Porträts von ihm malte – »für ein nach oben abgerundetes Honorar, das die glänzendsten Lenbachpreise übertrifft«. John D. fiel auf, als er telegraphisch 100000 Dollar für San Francisco überwies. Man sah sich den Spender an: es war ein »Herr von großer Gestalt, der mit seinem grauen, nicht schräg

Erdbeben



„Wollen wir jetzt nicht mal Deutschland vornehmen? Man wird sich in Berlin sonst zurückgesetzt fühlen." — „Nein, lassen wir das lieber, der deutsche Untertan könnte in seinem Schlummer gestört werden."

abgesägten Schnurrbart gar nicht typisch amerikanisch wirkte, sondern eher wie ein preußischer Offizier a. D.«. Sein Inkognito war nicht zu halten; er entfloh der Neugier im Automobil nach Tirol, gereizt, weil er gern noch mehr Bilder angesehen hätte. »Er erwähnte mit keinem Worte seine persönlichen Interessen, bedauerte statt dessen die Kalifornier, sagte aber: ›Amerika wird dies Ereignis überwinden, eher als man glaubt. Dieses San Francisco wird in einem Jahr wieder die schönste Stadt Amerikas sein. Amerika ohne San Francisco ist unmöglich.‹« Die Lokalpresse schrieb: »Die Münchener Museen haben ihn mehr interessiert, als bei seiner merkwürdigen Art vorauszusetzen war.«

Das Erdbeben in San Francisco hatte nur drei Minuten gedauert, von kleineren Nachbeben abgesehen. Aber die Stadt ist in den folgenden Tagen gänzlich durch eine ungeheure Feuersbrunst zerstört worden, weil das Gas aus den gebrochenen Leitungen ausströmte und kein Wasser zum Löschen da war. Ihr tatkräftiger Bürgermeister hieß Eugen Schmitz. Der General, der vier Plünderer »summarisch erschießen« ließ, Funton.

Ähnlich ist es bei den späteren Erdbeben in Chile und Kolumbien zugegangen, erst Einsturz, dann Feuersbrunst und schließlich Erschießungen. Das Beben in Chile war das stärkste, das die Seismographen bis dahin jemals aufgezeichnet hatten.

Max Scheler hat vor dem Ersten Weltkriege darauf aufmerksam gemacht, daß die Sympathie der Menschen mit wachsender Entfernung abnehme. Es rege uns mehr auf, wenn wir hören, daß ein vergessenes Bügeleisen im Nebenhaus einen Zimmerbrand verursacht habe, als wenn wir erführen, bei einer Überschwemmungskatastrophe in China seien 100000 Menschen umgekommen. Heute sind uns die Menschen der Ferne näher gerückt: es ist eine der Ursachen unserer Unruhe, daß uns alles angeht, was auf der Welt geschieht. Das, was man hat, liebt man mehr; ist nicht ein Unterschied zwischen Lieben und Liebhaben? Die Deutschen wurden

durch den Brand der Hamburger St.-Michaelis-Kirche, eines Werks des Barockbaumeisters Sonnin, sehr verstört. Am 3. Juli gegen zwei Uhr nachmittags arbeiteten vier Männer am Turm, dessen säulengetragene kupfergrüne Kuppel als Wahrzeichen der Stadt »den Seefahrern bei ihrer Ausreise ein letztes Lebewohl zuwinkte und die Heimkehrenden wie ein lieber, alter Freund zuerst begrüßte«. Zwei Mann steckten im Werk der riesigen Uhr, zwei besserten an der Außenbalustrade schadhafte Kupferplatten aus. Dabei entzündete sich das dürre Balkenwerk unter den Platten. Man versuchte vergeblich zu löschen, das Feuer breitete sich rasend aus, der alte Türmer, der von oben aus seinem Stübchen die Hauptfeuerwache alarmiert hatte, fand den Weg durch Flammen versperrt und kam qualvoll um. Elf der umliegenden Häuser wurden zerstört, zwanzig stark beschädigt: in Friedenszeiten vergißt sich solch ein Ereignis nicht.

Soziale Erschütterungen, Unruhen und Aufstände, die man in Deutschland vielfach befürchtete, blieben 1906 aus. Es ist wohl ein Zeichen der Beziehungslosigkeit zwischen den Klassen, daß man so wenig über die Haltung der deutschen Sozialdemokratie unterrichtet war. Wie der gefürchtete »Rothe Sonntag« tatsächlich verlief, darüber gibt das Tagebuch der Baronin Spitzemberg, diese kühlste und genaueste Quelle für das Berlin der Diplomatie und der hohen Beamtenschaft, amüsante Auskunft:
»Sonntag (22. Januar) sollte also hier unter dem Vorwande des Protestes gegen das preußische Wahlgesetz eine Kraftprobe der Sozialdemokratie stattfinden. Umfassende Vorkehrungen waren von den Behörden getroffen, das Militär konsigniert, die Wachen verdoppelt, Posten in die großen Staatsgebäude gelegt. Öffentlich wie privatim wurden wir alle aufgefordert, das Haus nicht zu verlassen, um jeden Anlaß zu Reibereien zu vermeiden. So waren denn die Straßen, zumal es regnete, so leer wie nie zuvor...«

Daraufhin erschien in der Münchener »Jugend« der Brief eines Berliner Schutzmanns, in dem es hieß: »Ick hatte meinen Säbel geladen, den Dienstrevolver geschliffen und die Hände mit Knollophonikum injeschmiert. Meiner Ollen sagte ick: ›Wenn ick heute als toter Mann auf dem Altar des Vaterlandes nach Hause komme, dann verjiss nich an de Lebensversicherung zu telephonieren!‹ Na, ma ham auch jlicklich det Vaterland jerettet. For unsere heldenmithige Benehmigung hat denn ooch der Kaiser uns eenen Dankerlaß jewidmet, det die Sozis vor Neid zerplatzen. Aber unner uns Pfarrerstöchtern: Dat der Klimbim so jlatt verloofen is, da sin eejentlich die vaterlandslosen Jesellen selbs dran schuld.«
Eingesperrt wurden 1906 mit Vorliebe Sozialdemokraten und Künstler. Die Sozialdemokraten, weil sie Straßendemonstrationen mitmachten – in Dresden gab es Gefängnisstrafen bis zu drei Jahren, und Paul Loebe, damals Redakteur, wurde, weil er die Arbeiterschaft zum Kampf gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht aufrief, mit einem Jahr Gefängnis bestraft und sofort verhaftet.
Den Künstlern wollte man an den Kragen, um die Sittlichkeit zu retten. Es war eine umfassend angelegte Attacke; sie ging nach heftigen Gefechten im Gelächter unter. Man beschlagnahmte z. B. Photographien des nackten weiblichen Körpers. Der Münchener Staatsanwalt mußte auf Grund einer Denunziation zweier Vorstandsmitglieder eines Kölner »Vereins zur Unterdrückung der öffentlichen Unsittlichkeit« Anklage erheben. Diese Verhandlung stieß auf den Protest der Presse: »Am Viktualienmarkt hat man einen Sachverständigen, der wissen muß, was giftige, was nicht giftige Schwämme (Pilze) sind. Für die idealen Güter der Nation, für die Kunst hat die Münchener Polizei drei Kriminalschutzmänner, denen das Reservat über die Auslagen der Läden und das Konfiszieren von Bildern obliegt.« München hätte nun doch wahrlich Künstler genug, denen es nicht einfallen könnte, »unsere ersten Maler, wie Böcklin und Stuck, mit dem Begriff der Schweinerei in

Verbindung zu bringen«, wie es geschehen sei. Schließlich wurde ein Kunstmaler als Sachverständiger berufen, der erklärte: die Scham sitze im Gehirn, der nackte Mensch sei allein nicht unanständig, er wäre so geschaffen worden; wer ihn unanständig finde, sei pathologisch.

Der Effekt dieser Bemühungen war komisch genug. Die Nacktphotos durften weiter verkauft werden. Es erschienen nun Anzeigen, die mit einer bis zum Nabel entblößten Frau in neckischer Haltung geschmückt waren, darunter stand in Fettdruck: »Im Original nur ganze Figuren.« Im Begleittext der Anzeige hieß es: »Für Maler, Bildhauer, Architekten, Ärzte, Amateure, Zeichner, Kunstfreunde usw.: *En costume d'Eve* ... ein Aktwerk ohnegleichen! Beschlagnahme infolge glänzend. Künstlerurteile aufgehoben! Ich sende nur gegen Erklärg., daß das Werk zu künstlerischen Zwecken gebraucht wird.«

Das »Düsseldorfer Tageblatt« hat damals Brustbilder der Königin Luise und der deutschen Kaiserin, die in dortigen Volksschulen hingen, für unsittlich und für geeignet erklärt, das Zartgefühl der Zöglinge zu beleidigen; solche Abbildungen gehörten nicht in die Schulsäle unverdorbener Kinder. An einigen Orten wurden nackte Statuen mit Feigenblättern versehen oder gar nachts von unbekannten Tätern verstümmelt.

Auch Ludwig Thoma, Rechtsanwalt in Dachau und als Mitredakteur des »Simplicissimus« seinen Gegnern verhaßt, kam 1906 vor den Kadi, weil er sich in einer derben Broschüre gegen die Sittenschnüffelei gewandt hatte. Damals, nach dem Bauernroman »Andreas Vöst«, den der junge Theodor Heuss begeistert lobte, stand Thoma auf dem Höhepunkt seines Schaffens: es war das Jahr, in dem »Tante Frieda« mit Gulbranssons Zeichnungen erschien. Das Münchener Schwurgericht sprach Thoma aufgrund von zwölf Sachverständigengutachten frei, was den Staatsanwalt so aufbrachte, daß er die vereidigten Sachverständigen summarisch und

einzeln beleidigte. Woraufhin beim nächsten Fasching viele in der Maske des Staatsanwalts erschienen, weil sie sich dann »alles erlauben« könnten.
Die Sittenschnüffelei reichte bis in die Kolonien. Der Gouverneur von Kamerun mußte, mit zehn Jahren Verspätung, wegen einer »albernen Weibergeschichte aus dem Jahr 1896« gehen. In der »Zukunft« wetterte Maximilian Harden: »In Südwestafrika gilt die Polizeiordnung der unter anderem Himmel erwachsenen Saalestadt Halle als Norm; unglaublich, aber wahr... Man sollte von einem Industriellen oder Bankier die Verwaltung modernisieren lassen. Auch dem für Tropen und Subtropen so wichtigen Sexualproblem würden sie, endlich einmal mit dem Muth Mündiger, die Lösung suchen, den Heuchlern derb die Wahrheit sagen, dem Geschlechtstrieb gönnen, wonach er unter heißem Himmel langt« (sic, nicht: verlangt), »den Siedlern und Reichsvertretern Sauberkeit und Takt, nicht Askese empfehlen; und, glaube ich, froh sein, wenn jeder weiße Mann eine weiße Frau, mit oder ohne Ring am Finger, bei sich hat und nicht zu einer Paarung genötigt ist, die seine Gesundheit und sein Rassenprivileg bedroht.«
Wackere Worte und schöne Forderungen in einer Zeit, wo ein öffentlicher Vortrag des Universitätsprofessors Neisser über die Heilungsmöglichkeiten bei Syphilis durch organisierte Johlbanden gesprengt wurde! Wer von nichts wissen wollte, galt als sittlich am ungefährdetsten. Es paßt ins Gesamtbild, daß 1906 Maxim Gorki, der aus der russischen Revolution fliehen mußte und dessen »Nachtasyl« das deutsche Publikum erschütterte, in deutschen Hotels nicht geduldet wurde, weil er mit einer Frau zusammenlebte, die nicht seinen Namen trug. So wanderte er nach Amerika weiter.
Durch die deutschen Blätter machte damals die salomonische Urteilsbegründung eines reichsdeutschen Zivilgerichts die Runde: »Nach den Erfahrungen des täglichen Lebens ist der Verdacht, daß, wenn ein von seiner mit einem anderen in ehebrecherischem Ver-

hältnis stehenden Frau verlassener Mann räumlich nahe bei einer nicht unbescholtenen Frauensperson lebt und nur ein unmündiges Kind die Wohnung mit ihr teilt, beide miteinander in unerlaubtem Verkehre stehen, dringend.«

Viel Freude hat 1906 auch Caruso den Deutschen und Österreichern gemacht: Nicht nur durch Gastspiele in Wien und Berlin, und auch nicht, weil er beim Erdbeben in San Francisco von einer Frau, die er auf der Flucht umgerannt hatte, geohrfeigt worden war, sondern weil, später im Jahr, eine Folge innerlich zusammengehöriger Meldungen das deutsche Gemüt erfreute. Die erste lautete:

»Mittwoch abend muß Emma Eames auf der Bühne des Metropolitan Opera House eine der stärksten Sensationen ihres Lebens empfunden haben, als ihr eine halbe Minute lang ein Kuß voll auf die Lippen gedrückt wurde, während sie sich in der Umklammerung eines Bären befand. Es war im ersten Akt von Puccinis ›Tosca‹, in der sie die Flora spielte. Der italienische Tenor Enrico Caruso, der ihren Liebhaber darstellte, war es, der die eisengepanzerte Reserve der amerikanischen Primadonna im Sturme eroberte, während das New Yorker Publikum, welches das Haus bis zum Dach hinauf füllte, zunächst verständnisinnig kicherte und schließlich in einen vollen Lachchorus ausbrach. Als die Eames sich endlich befreit hatte, blitzten ihre Augen vor Wut. Abwechselnd wurde sie blaß und rot. Dann ging ihr der Humor der Szene auf, und sie rettete die Szene durch ihre schelmischen Blicke und koketten Gesten.«

Kurz darauf wurde gemeldet: »Signor Caruso, der größte Tenor der Welt, wurde im Affenhause des New Yorker Zoologischen Gartens verhaftet. Ein Polizist beobachtete den Sänger, der einer ihm unbekannten Dame, die dagegen protestierte, in Gegenwart ihres Söhnchens handgreifliche Zärtlichkeiten aufdrängte. Caruso, der in der Zelle der Polizeistation in Tränen ausbrach, bestritt alles. Der diensthabende Sergeant beschrieb die Szene im Dienstzimmer der Station nach der Festnahme: Caruso zog eine Visitenkarte her-

Gegenüberliegende Seite: Aus dem Simplicissimus

vor und rief in großer Erregung aus: ›Sehen Sie her, ich bin Caruso, schicken Sie sofort zu Conried‹ (dem Direktor der Metropolitan Opera). Der Sergeant antwortete: ›All right, ich habe nicht mit Conried zu schaffen, sondern mit Ihnen.‹ Caruso sagte: ›Hören Sie doch, ich bin Caruso, der große Tenor...‹.«

Caruso wurde zu zehn Dollar Strafe verurteilt, woraufhin die Wiener Presse in sittliche Entrüstung über die »amerikanische Prüderie« ausbrach und dagegen Beschwerde erhob, daß »bei der Verhandlung nicht einmal nähere Mitteilungen über die Person der Mrs. Graham gemacht wurden, und ob ihre Vergangenheit auch eine makellose sei«. Denn Caruso hatte schließlich erklärt, sie, nicht er, hätte sofort »mit den Avancen begonnen, welche er dahin deuten mußte, daß sie keine anständige Frau sei«.

Der große Publizist Karl Kraus erklärte in seiner »Fackel«: Wenn die Vergangenheit der Mrs. Graham keine makellose gewesen sein sollte, »so hatte Caruso nach österreichischer Auffassung womöglich das Recht, das Kind, das Mrs. Graham an der Hand führte, als der Sänger sie abknutschte, über die Vergangenheit seiner Mutter aufzuklären... Nur die Dummköpfe in der europäischen Presse halten es für Prüderie, wenn die amerikanischen Frauen einen Angriff auf ihr sexuelles Selbstbestimmungsrecht zurückweisen.«

Schon vor diesem Skandal hatte Kraus bei Carusos Wiener Gastspiel gegen die weit überhöhten Preise der Eintrittskarten protestiert, mit denen ein schwunghafter Handel getrieben worden war: »Der Besitz eines hypertrophischen Kehlkopfs mag meinetwegen kein Defekt, sondern ein Verdienst sein. Ein Ereignis ist er noch lange nicht. Und es ist nicht notwendig, daß eine ganze Stadt rebellisch gemacht wird, weil ein italienischer Sänger die Gnade hat, uns zu versichern, daß Frauenherzen o wie so trügerisch sind... Aber wenn der Auerhahn zu überhöhten Preisen balzt, sind die Sitze dreimal überzeichnet.«

Der Tenor im Seebad



„Hörst du, jetzt pfeift er ‚Rheingold', da zieht er sicher die Schwimmhose an."

Etwas weniger gut verbürgt, aber bezeichnend für die Zeitstimmung im Jahre des Kampfs um die Sittlichkeit, ist die Predigt eines deutschen Feldkuraten vor sündigen Soldaten, die damals auch durch die seriöse Presse ging: »Ja, ja, der Herr hat zu seinen Aposteln gesagt ›Weidet meine Lämmer, weidet meine Schafe!‹ Wenn aber, geliebte Soldaten, der Jüngste Tag kommt und alle Welt, Gläubige und Ungläubige, Husaren, Dragoner, Jäger und Artilleristen, um Gottes Thron versammelt sind, da wird der Herr auch nach mir rufen: ›Johannes, zu mir!‹ Ich aber werde mich nicht melden. Und der Herr wird nochmals, lauter, rufen: ›Johannes, zu mir!‹ Ich aber werde mich wieder nicht melden. Und der Herr wird ein drittes Mal rufen, und ich werde hintreten vor die Stufen des Throns, den Blick zu Boden gewandt. Und der Herr wird an mich die Frage richten: ›Johannes, wo hast du deine Schafe?‹ Ich aber werde trostlos und schamrot antworten müssen: ›O Herr, ich habe keine Schafe. Ich habe nur Schweinäh...‹.«
Bei der Zerspaltung des Reichs in viele Länder, in denen ganz verschiedene politische Rechte galten und wo demgemäß auch Vergehen und Strafen jeweils ganz anders beurteilt wurden, hatte die Justiz oft starken Gegenwind. Viele Vorwürfe waren berechtigt, aber manchmal gab sie auch Beispiele unbeirrbarer Gesetzestreue, die uns heute noch vorbildlich erscheinen.
Durch die Presse ging in aller Offenheit folgender Fall: In einer Berliner Klinik war eine Frau gestorben, der behandelnde Arzt gab auf dem Totenschein als Todesursache an: »Verbotener Eingriff gegen das Leben«. Vor Gericht erklärte er, die Verstorbene habe ihm anvertraut, »daß sie bei einer Waschfrau versucht habe, die Folgen eines Fehltritts zu beseitigen«. In der Schwurgerichtsverhandlung gegen die Waschfrau, die nun eröffnet werden mußte, wurde auf Antrag des Verteidigers der als Sachverständiger und Zeuge geladene Arzt vom Gericht abgelehnt mit der Begründung: Nach dem Gesetz dürfe ein Arzt »ohne besondere Erlaubnis ihm Anvertrautes nicht

weitergeben«; er sei im öffentlichen Interesse zur Verschwiegenheit verpflichtet. – Manches Urteil läßt uns den Zeitunterschied stärker fühlen. In München war die »Büffetdame« des Restaurateurs im Schlacht- und Viehhof ihres Postens überdrüssig geworden und davongegangen. Das Gewerbegericht verurteilte »die Unbesonnene« zur Zahlung von 14 Mark Entschädigung an ihren ehemaligen Herrn, der seinerseits das Geld der Armenkasse überwies. Die zulässige Höchststrafe für dies Vergehen: »höchstens ein Wochenlohn«. Der Tagelohn für Arbeiter und Arbeiterinnen betrug damals zwei Mark.

Den Hauptmann von Köpenick, Wilhelm Voigt, der 1906 seine vierjährige Zuchthausstrafe abzusitzen begann, betrachtete auch die bürgerliche Gesellschaft durchaus als ein Opfer der Justiz. Vergeblich hatten große Publizisten wie Karl Kraus und Maximilian Harden den Kaiser um Begnadigung des Missetäters gebeten – Harden mit denkwürdigen Worten, deren prophetische Kraft uns heute noch eine Gänsehaut über den Rücken jagt: »Der Hauptmann von Köpenick – was hat er getan? Gegen ein halbes oder ganzes Dutzend Paragraphen verstoßen. Dem Land aber einen unschätzbaren Dienst erwiesen... Fragt, wie solche Stadthäupter« (wie die von Köpenick, die sich einschüchtern, verhaften und abtransportieren ließen), »am Tage eines Staatsstreichs handeln würden! Und seht zu, ob auch sonst im Haus Eurer Bürgerfreiheit alles in Ordnung ist... Der Kommandant von Berlin, der Hohenzollernprinz, der den Dienst *du jour* versah, Köpenicker Stadträte und Berliner Großindustrielle: Alle glaubten an den Hauptmann und seine Ordre. Keiner zweifelte, daß der Imperator et Rex wieder mal die Zuchtruthe schwang... Der Kaiser will nun einmal regieren! hat Bismarck zu Hohenlohe gesagt. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über die deutsche Politik spricht, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland. Von seiner Lippe

fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und der Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm hat ihn gewollt.« Harden erklärte am Jahresende das Urteil gegen Voigt für anfechtbar. Man habe an diesem Mann etwas zu sühnen, denn nach seiner Entlassung habe ihn die Polizei, »nach Recht und Pflicht freilich, von Ort zu Ort gescheucht, ihm nicht gestattet, sich redlich zu nähren. Erbittet Gnade für ihn: zu Zehntausenden, Hunderttausenden. Dann wird Euch der Kaiser erhören. Er ist ein Christ. Hat den Seufzer vernommen: *Misereor super turbam!* Vielleicht, als Schirmherr des Orients, im Koran die Frage gefunden: ›Wann naht unserer Welt das Ende?‹ Und die Antwort: ›Wenn eine Seele nichts für die andere vermag‹.«

Wilhelm II. wird wenig erbaut gewesen sein, daß man ihm mit dem Weltuntergang winkte, falls der Hauptmann von Köpenick nicht begnadigt werde. Aber es gibt noch andere Merkwürdigkeiten: der Schuster Wilhelm Voigt trat gerade dann auf die Bühne des Lebens, als das gebildete deutsche Publikum am Schicksal entlassener Sträflinge ungewöhnlich starken Anteil nahm. Denn viele deutsche Bühnen spielten 1906 Hermann Sudermanns neues Stück »Stein unter Steinen«, die Geschichte eines Steinmetzmeisters, Jakob Biegler, der, um seine Geliebte zu retten, einen Totschlag begangen und fünf Jahre Zuchthaus dafür abgesessen hatte. Freigelassen, findet er einen neuen Arbeitsplatz, wird aber bald von einem Kriminalkommissar dort aufgestöbert und mit jovialem Wohlwollen seinen Berufsgenossen als »Mörder« vorgestellt – genau also, was Wilhelm Voigt widerfahren war. Aber ein Teil der Kritik hielt gerade dies für unwahrscheinlich. »Man weiß nicht, soll man sich mehr über die unverantwortliche Sorglosigkeit dieses Polizeibeamten oder mehr über die Unverfrorenheit eines Theaterschriftstellers wundern, der sich mit dem ersten besten mechanischen Kniff begnügt, wo – bei der Schürzung des Knotens! – die feinste und sorg-

fältigste Arbeit am Platze gewesen wäre«, schreibt ein angesehener Kritiker zu Beginn der Spielzeit 1905/06 über die Uraufführung, in der Albert Bassermann die Hauptrolle spielte. Und auch Münchener Kritiker sagten, dies Stück strotze von Unmöglichkeiten. Beim Publikum fand es »starken, aber nicht unbestrittenen Beifall«. Es lädt immer wieder mit großer Virtuosität gewaltige Spannungen auf, läßt sie aber in banalen Abläufen verrieseln: sein Held landet nach aufregenden Versuchungen und Gefahren schließlich am warmen häuslichen Herde bei »zwei schönen Augen voll wehmütig-lachender Güte«.

Vielleicht aber hätte sich ohne Sudermanns Schauspiel, das überall diskutiert wurde, in der Zelle des Schuhmachers Voigt zu Weihnachten 1906 nicht so viel Post gehäuft. Die Presse berichtete, daß ihm »viel schwärmerische Prosa, Erkundigungen nach seinen Seelenzuständen, zärtliche Besorgnisse wegen seiner Gesundheit« zugeströmt seien. »Besonders Rußland scheint einen Narren an ihm gefressen zu haben«: aus Kiew und Odessa kamen viele teilnehmende und ermunternde Briefe. Ein Verehrer schickte ihm ein Familienfoto mit Frau, Kindern und Schwiegermutter und lud ihn ein, später bei ihm zu wohnen. Eine deutsche Dame setzte ihm ein beträchtliches Legat aus; die Hälfte des Betrags kam Voigt schon im Zuchthaus zugute. Verleger trugen ihm an, seine Memoiren zu schreiben, und bestürmten die Direktion, ihm dafür Muße zu gewähren – es ist nicht alles neu, was heute geübt wird.

»Von seiner Lippe fällt jede Entscheidung ... jede Antwort auch auf Fragen der Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich?« Hardens Frage wurde immer wiederholt. Aber es gab auch Leute, die sie bejahten. So einen Redakteur der »Leipziger Neuesten Nachrichten«:

»Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit hatte, einen Gang des Kaisers durch eine Gemäldegalerie zu beobachten und hingeworfene Urteile über dieses oder jenes Produkt des Pinsels

aufzufangen, der weiß, wie schnell, bestimmt und scharf der Kaiser seine Ansicht über den Werth oder Unwerth einer Arbeit abzugeben pflegt.«

Man sieht, daß es auch in der Presse jener Jahre durchaus nicht an »Produkten eines Pinsels« gefehlt hat: gerade Wilhelms Urteile über Kunstwerke waren berüchtigt. Natürlich lehnte er Richard Strauss ab und schätzte den freundlichen Ludwig Ganghofer als seinen Lieblingsautor, dessen Lebensweisheiten er bei passender Gelegenheit absatzweise zu zitieren pflegte.

Im April 1906 verbreitete sich die Kunde, das alte Berliner Opernhaus, das Knobelsdorff unter Mitwirkung Friedrichs des Großen entworfen hatte, solle verschwinden und dem Neubau eines bei Majestät beliebten Baumeisters Platz machen. Die »Zukunft« schrieb: »Ist keine Hoffnung? Trotzdem die Riesenkuppel des Doms als warnendes Wahrzeichen himmelan ragt? Soll der persönliche Geschmack des Kaisers wieder allein entscheiden? ... Unsummen sind für den Dom, für das Kaiser-Friedrich-Museum ausgegeben worden: und wer dem Fremden in Berlin heute eine Probe baumeisterlicher Kunst zeigen will, muß ihn vor Messels Häuser führen. Die gefallen dem Kaiser nicht. Messel bekommt keinen Auftrag. Hildebrand und Klinger sind von der Denkmallieferung ausgeschlossen. Messel darf an keiner monumentalen Aufgabe die Kraft erproben.« Und dann werden die großen deutschen Architekten dieser Zeit aufgezählt: »Außer Messel in Berlin haben wir Gabriel Seidl in München, Fischer in Stuttgart, Wallot in Dresden, Behrens in Düsseldorf, Licht in Leipzig, vielleicht noch manchen andern. Warum muß der untüchtigste zu einer Aufgabe berufen werden, die der Lebenstraum jedes Künstlers ist? Weil der Kaiser ihn nicht untüchtig findet und gern mit dem bequemen Mann arbeitet? Wirklich nur deshalb? Das soll allein entscheiden? – So darf es nicht weitergehen. Berlin wird schon zum Gespött. Die paar anständigen Privatbauten genügen nicht, schützen die Haupt-

stadt des Reiches nicht vor dem Fluche der Lächerlichkeit. Der Kaiser und König hat das Recht, an der Entscheidung mitzuwirken. Natürlich. Doch er ist nicht der Bauherr, der nach völlig freiem Ermessen bestimmen kann. Er trägt ja nicht die Kosten, baut auch nicht für sich das Haus.«

Das alte friderizianische Opernhaus blieb stehen.

Des Kaisers persönlichen Geschmack trafen, zum Ärger der Kenner, einige der Bildhauer besser, die die Marmorstandbilder der Berliner Siegesallee ausgeführt haben. Ihrer einer hat dann auch, »nach genauer Beobachtung des Originals«, 1906 eine Büste des Kaisers sorgfältig ins schmissigste Detail hinein gearbeitet: »Für die Gestaltung des Kopfes hat er als Material rosa Carraramarmor gewählt, der Brustharnisch ist aus patinierter Bronze, der Büstenfuß aus grauem Marmor gebildet. Am Kopfe sind die Augensterne und das Haar leise mit Temperafarbe getönt. So wirkt die naturalistische Marmorfarbe des Kopfes äußerst lebendig, besonders da der Marmor an einigen Stellen poliert ist.«

Diesem Stil entspricht ungefähr das Jubelgedicht, das Victor Blüthgen im Februarheft von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften »Dem deutschen Kaiserpaare zur Silbernen Hochzeit« gewidmet hat. Man muß ein paar dieser Verse zitieren, um die Mischung von Salböl und Stahl zu schmecken, die das breite Untertanen-Publikum goutierte:

»Auf stolzer Höh' ein Adlernest
Fünf Lustren drüber hingegangen –
O stolzes Silberfest,
Wie röten sich freudig die Wangen!
Statt Winterflocken schneit es Grüße her,
Und einen Frühling häuft's vor Deinen Blicken,
Erhabnes Kaiserpaar, vom Fels zum Meer
Zärtlich bemüht, Dein Jubelglück zu schmücken.

Ob mehr die starke Herrscherhand
Auf trotz'ger Wacht die Welt uns neide,
Uns freut das Herzensband,
Das menschlich eng verknüpft Euch beide:
Uns freut abseits der Kaiserherrlichkeit
In einer Zeit, die alle Zucht will lösen,
Das traute Heim, das vor der Welt sich weiht:
Herr, halt uns adlig, schütz' uns vor dem Bösen!«

Es wurde behördlicherseits auch streng darauf geachtet, daß ein Kaiser Wilhelm nicht kleinformatig geehrt wurde. Als die Bürgerschaft von Schönfliess am Kriegerdenkmal ein Relief des Kaisers anbringen wollte, wurde die Bewilligung dazu versagt. Begründung: von Wilhelm I. dürften nur Standbilder und Büsten errichtet werden. Woraufhin, um zur Entgiftung noch ein Gedicht zu zitieren, in der Münchener »Jugend« zu lesen war:

»Die wackeren Schönfliesser,
Die ahnungslosen Spießer
Wußten das leider Gottes nicht,
Daß eine richtige stramme
Liebe zum Herrscherstamme
Sich niemals in Reliefs ausspricht.

Der Patriotismus, merke,
Haut in dreierlei Stärke
Geliebte Fürsten aus Marmorstein:
Erstens bis zum Nabel
Zweitens mit Helm und Sabel,
Stehend, mit vorgestelltem Bein.
Drittens aber mit Rössern...
Einen höhern, größern
Patriotismus gibt es nicht!...«

Als dem Kronprinzenpaar im Juli ein Knabe geboren wurde, atmete die »Tägliche Rundschau« tief ein und entließ die folgenden Sätze in die Öffentlichkeit: »Eine denkwürdige Stunde, die Dem das Weltlicht zu schauen gab, auf den dereinst der ganze Glanz, aber auch die ungeheure Bürde einer Kaiserkrone niedersinken soll, der über Millionen waffenfroher Männer gebieten und der Geschichte für die Wahrung der deutschen Ehre verantwortlich sein wird! Das deutsche Volk fühlt das Familienglück am Thron wie sein eigenstes, persönlichstes Glück! Seine Gedanken gehören heute dem fürstlichen Knäblein im Marmorpalais, das von der Vorsehung zu so Wichtigem ausersehen ist! Möge...« usw. usf.
Das reizte natürlich die Witzblätter. Eine Karikatur zeigte eine freundliche vollbusige Amme, die den Säugling sanft an der Sitzfläche festhielt. Überschrift dazu: »Der glückliche, kleine Prinz«, Text: »Aller sonstigen Ordensauszeichnungen und Uniformstücke vorläufig ledig, trägt er fürs erste nur die vorschriftsmäßige Rükkenfalte.« Und der »Berliner Lokalanzeiger«, der sich rühmte, »das einzige Blatt zu sein, das der Kaiser *unausgeschnitten* liest«, berichtete, der hohe Täufling habe sich bei der Taufe in Potsdam musterhaft benommen. Aber er veröffentlichte immerhin auch eine gereimte Leserzuschrift: »Ach, alles wird uns jetzt verteuert / und Alles wird uns streng versteuert / Fahrkarten, Bier und Cigaretten, / selbst im Theater die Billetten. / Die Teurung ist nicht zu beschreiben! / Nur eines soll uns teuer bleiben. / Das ist (ich schrei' mich freudig heiser) / Der neugeborene künft'ge Kaiser!«
Scherze dieser Art wirken auf uns erschreckend harmlos. Damals lebten sie von dem Kontrast zu dem durchgängig üblichen Byzantinismus, der sich in Tausenden von Toasts und Festreden äußerte.
Der Kaiser, so theatralisch er auftrat, so pompös er sich in seine 271 verschiedenen Uniformen verkleidete, hat jedoch immerhin die Selbstverleugnung aufgebracht, eine französische Karikaturensammlung, die schlicht »ER« hieß, in Deutschland verbreiten zu lassen.

Er gab die in Österreich erschienene deutschsprachige Ausgabe, die von den deutschen Zensurbehörden beschlagnahmt und unterdrückt worden war, als »Zeitdokument« frei, und das geschah diesmal ganz ohne große Geste; es kam sogar nur »durch eine Indiskretion von sozialdemokratischer Seite« heraus. Man sah in diesem Buch z. B. Wilhelm zu einem sizilianischen Dorfbürgermeister sprechen: »Heben Sie diesen Stein auf, es ist ein Denkstein, denn ich habe ihn im Vorbeigehen eines Fußtritts gewürdigt.« Das entspricht halbwegs einer wahren Geschichte: Wilhelm hat, als er von Hamburg nach Neapel gefahren war, dem Kapitän des Hapagdampfers sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die von ihm bewohnte Kabine nicht in ihrem jetzigen Zustand erhalten bleiben solle: sicher werde es viele Amerikaner geben, die viel Geld dafür bezahlen würden, »in der Kabine zu schlafen, in der der Kaiser gewohnt hat: – Schade für Ihre Gesellschaft!« Es muß nicht immer leicht gewesen sein, bei solchen Reden des Herrschers kein verblüfftes Gesicht zu machen.

In einer deutschen Besprechung des Karikaturenwerks, das den Kaiser vielfach als römischen Imperator zeigt (»Wilhelm, erkälte dich nur nicht!«) und in dem sein Schnurrbart, das Meisterwerk des Hoffriseurs François Haby, adlergleich die Schwingen regt, heißt es zurückhaltend, aber deutlich: »Die typische Art des Herrschers wird niemals als Ausfluß der kaiserlichen Pflichtauffassung, der Repräsentation, sondern stets persönlich gefaßt und als übergroße Eitelkeit gewertet.«

Der Byzantinismus äußerte sich häufig bis ins 27. Glied. Dicht neben kritischen Anmerkungen und scharfen Witzen, führte oft eine schranzenmäßige Ehrfurcht vor allen Hochgeborenen das Wort. In manchen Zeitungen wurden selbst kleine Unfälle der Adligen gemeldet, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, wo 1906 sich leider folgendes zugetragen hat: »Fürstin Wilhelmine Schwarzenberg, geborene Prinzessin von Öttingen-Öttingen und

Öttingen-Wallerstein, die Witwe nach dem vor zwei Jahren verstorbenen Fürsten Karl Schwarzenberg und Mutter des Fürsten Karl Schwarzenberg und des Reichstagsabgeordneten Prinzen Dr. Friedrich Schwarzenberg, ist heute auf ihrem Schlosse Tuchowitz von der Stiege gestürzt, wobei sie sich eine Verletzung am Fuße zuzog.« Wenn ein hoher Herr ein Bein brach, machte die Presse, sofern sie konservativ war, davon üppigen Gebrauch: man sah ihn nicht nur im Wagen ins Krankenhaus eilen, sondern erfuhr auch noch die Namen der Bahrenträger, die ihn per Lift zum Röntgen in den dritten Stock transportiert hatten; auch wurde die Tatsache, daß er nachher eine Zigarette geraucht hatte, als untrügliches Zeichen edler Haltung eigens betrachtet.

Und damit wären wir, auf nur scheinbar heiteren Umwegen, auf den Kern der Problematik in diesen Jahren gestoßen, auf den Zwiespalt zwischen Gesellschaft und Staat.

Die »Klassengesellschaft« des Jahres 1906 in Deutschland wurde nicht nur von den politisch führenden Schichten gewollt, sondern genauso von den mittleren und unteren. Dieser Umstand ist nur eines von 100 Symptomen, die alle darauf hinweisen, daß die Menschen sich zwar vom Fortschritt ergriffen und vorwärtsgetragen fühlten, aber noch nicht wußten, was an altem Gepäck sie auf der Wanderung in die Zukunft aufgeben müßten. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß unser Blick um Jahrzehnte zurück eigentlich nicht über eine festgeformte Landschaft, sondern über einen in wilden Strudeln verlaufenden Prozeß geht, der natürlich auch uns noch mit umfaßt: man schaut wie von einem Schiff im Sturm auf ein weit hinten versinkendes anderes Schiff im Sturm.

Wie präsentierte sich den Zeitgenossen Deutschlands gute Gesellschaft 1906 in der Reichshauptstadt?

Preußens alter Landadel konnte, obwohl hoffähig, nicht mehr wie früher die Kosten für den doppelten Haushalt in Berlin und auf

seinem Rittergut aufbringen. Er begnügte sich, »wenn's die Hypotheken erlaubten, ein oder zwei Winterwochen im Hotel zu wohnen, die nettesten Hoffestlichkeiten mitzumachen, ein bissel Zirkus und Theater zu simpeln und den Kaiserkeller und Kempinski zu behehren« (Richard Nordhausen). Die alte Aristokratie kam für das Gesellschaftsleben Berlins auch aus anderen Gründen nicht in Frage: sie lehnte den Verkehr mit der Hochfinanz ebenso nachdrücklich ab wie den mit der sogenannten Geistesaristokratie – darin das kaiserliche Vorbild verschmähend. Wilhelm bevorzugte und verwöhnte immerhin einige Künstler – aber der alte Adel hielt selbst die nicht für gesellschaftsfähig. »Und mit der Börse haben höchstens die Söhne Fühlung – auch die übrigens nur, wenn sie durchaus reich heiraten müssen.«

In solchen Fällen wurde gewöhnlich die Mitgift genannt. Man erfuhr, daß Lilli von Goldschmidt-Rothschild ihrem Mann, einem ungarischen Freiherrn, »nur« 30 Millionen Mark mitbrächte. In der realistischen Gesinnung unterscheidet sich das natürlich überhaupt nicht von einer Anzeige in den Münchener Neuesten Nachrichten:

»Bürgertochter, kath., 22 Jahre alt, hübsche Erschg., mit vorläufig 11000 Mark Mitgift, wünscht passenden Herrn behufs Gründung eines recht glücklichen Heims kennenzulernen.«

War aber die Mitgift gewaltig, so nehmen die Pressemeldungen 1906 ganz automatisch den Stil von Börsenhymnen an: »Die reichste Erbin Deutschlands hat sich verlobt. Die Betriebe der Firma Krupp wurden 1903 auf 159 Millionen geschätzt« – und erst nach dem Geld, das geheiratet wird, spricht man vom Menschen, der heiratet: »Fräulein Bertha Krupp ist die Hauptaktionärin. Der glückliche Bräutigam, Legationsrath Gustav von Bohlen und Halbach, ist, da er im 36. Lebensjahr steht, kein Jüngling mehr, aber eine außerordentlich sympathische, frische Erscheinung.« – Kunststück: bei der Partie! – »Sein Vater ist einer der besten Rennreiter gewesen und hat dabei großartige Triumphe errungen... Der Bräutigam hat

sich als vorzüglichen Diplomaten erwiesen, und der Kaiser hat ihn wiederholt ausgezeichnet. Bertha Krupp ist gerade keine Schönheit, aber...« Aber so etwas ließ man im deutschen Byzanz besser ungesagt; schicklicher schreibt ein anderes Blatt: »Fräulein Bertha Krupp ist eine blühende madonnenhafte Erscheinung von frischem Aussehen und guter Körperbildung. Die Braut ist mit allen Vorzügen ausgestattet, die ein ungetrübtes Eheglück zu verbürgen imstande sind.«

Da die alte Aristokratie sich streng von jeder andern als der eigenen Gesellschaft abschloß, »entfaltete sich die Gesellschaftsblume« bei den Bankiers und Industriellen. Dabei »wimmelte es von eingeladenen Künstlern, wie es umgekehrt auf den Prunkabenden Sudermanns in Berlin von Vertretern des Geldadels wimmelt. Hier sieht man auch Aristokraten – aber fragt nicht, welche. Wurmstichig sind sie alle, alle deklassiert.«

Es erschien 1906 ganz ausgeschlossen, daß die beiden deutschen Führungsschichten, der hoffähige alte Adel und die Bankiers und Industrieherren, so miteinander verschmelzen könnten, wie es in England längst im Gange war: »Und ob noch so viele Millionäre geadelt werden, noch so viele Gardeoffiziere hübsche oder weniger hübsche Bankherren- und Kohlenkönigstöchter heimführen: die Scheidung wie zwischen Feuer und Wasser bleibt bestehen. Eine Vermittlung gibt es nicht.«

Auch von der Beamtenschaft, den »Geheimrathsclubs«, war sie nicht zu erwarten. Diese Kaste hielt sich, sofern sie noch über »die alte Biederkeit und Tugendhaftigkeit« verfügte, streng isoliert. Bezeichnend dafür ist, daß der Geheimrat Holstein, der unter drei Kanzlern die Geschicke des Deutschen Reichs maßgebend beeinflußte und der als der mächtigste Fachmann in der Außenpolitik galt, zeit seines Lebens dem Kaiser nur ein einziges Mal zu Gesicht gekommen ist; er drängte sich nicht danach, und Wilhelm ließ ihn nicht rufen.

Geltende Lehre von alters her war, daß man nur mit seinesgleichen verkehren sollte. Vor lauter Ansteckungsfurcht, und um auch nicht in den kleinsten Verdacht zu kommen, daß sie ihre Entscheidungen durch persönliche Bekanntschaften beeinflussen ließen, gingen höhere Beamte möglichst nur miteinander um. Diese Gesinnung ließ z. B. um 1906 die einst berühmten Berliner Juristenbälle, »ehedem unerhört glanzvolle und beliebte Veranstaltungen«, wieder einschlafen, weil Richter, Staatsanwälte und ihr Gefolge sich davon zurückzogen.

Wie man sich als Angehöriger der oberen Zehntausend in einer deutschen Universitätsstadt zu benehmen hatte, das schilderte Walter Bloem, selbst alter Korpsstudent, in seinem 1906 erschienenen Roman »Der krasse Fuchs« um so glaubwürdiger, als in diesem lauten, schmissigen Buch die erzieherische Vortrefflichkeit von Kneipe und Paukboden nicht bezweifelt wird; aber die verbissene, ja böse Härte der Maßstäbe, an denen man damals Sittlichkeit und Ehre maß, drängt sich dem Leser doch auf:

»Marburgs Bürgerschaft gliederte sich in zwei Kasten: in die Gesellschaft und in das, was nicht zur Gesellschaft gehörte. Ob der einzelne Mensch, die einzelne Familie in die eine oder die andere Klasse zu rechnen sei, darüber entschied ein sehr einfaches Unterscheidungsmerkmal: die Mitglieder des Vereins ›Museum‹ bildeten die Gesellschaft; wer diesem Kreise fernstand, war ein unqualifiziertes Lebewesen. Die Mitglieder der Behörden, der Universität, der städtischen Verwaltungskörperschaften, das Offizierkorps des Jägerbataillons, ferner auch sämtliche privaten Akademiker und die wohlhabenden Kaufleute gehörten dem Verein an. Die Studenten konnten um ein Geringes die außerordentliche Mitgliedschaft erwerben, und so waren die Angehörigen der Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, akademischen Turnvereine ohne Ausnahme museumsberechtigt. Aber auch innerhalb der Gesellschaft gab es noch zahlreiche engere Zirkel, die, wenn auch in Einzelheiten

rivalisierend, doch im ganzen und großen noch eine innere gesellschaftliche Hierarchie in zuerst jähem, dann langsamer absteigendem Aufbau bildeten.« Der Held des Romans, ein junger Korpsstudent durfte beileibe nicht mit jedem Mädel tanzen, das ihm etwa gefiel, er hatte sich erst bei einem Korpsburschen zu erkundigen, »ob die betreffende Dame auch dem Kreise angehöre, in dem das Korps verkehre«.

Das größte sportliche Ereignis für die gute Gesellschaft war damals die Rennwoche in Baden-Baden, alljährlich Ende August. Da merkten die Deutschen, wie ihr Wohlstand gestiegen war; sie erschienen 1906 neben den Amerikanern als die Reichsten. Dem Modeschriftsteller Hanns von Zobeltitz hat eine elegante Dame Auskunft gegeben, wieviel Toiletten sie für diese letzte Augustwoche brauche. »Sie sann nach und antwortete: ›Wenn ich mich sehr einrichten will – vierundzwanzig. Natürlich rechne ich dabei die verschiedenen Paletots, Abendmäntel, Jäckchen und solchen Kram nicht mit. Und –‹ fügte sie mit einem ordentlichen Frohlocken hinzu – ›vierzehn Hüte muß ich mindestens mitnehmen.‹ – Was die großen Pariser Modekünstler der Rue de la Paix ersinnen, was in den ersten Ateliers von Wien, Berlin, Frankfurt a. M. an Neuestem vom Neuen aus Seide und Spitzen zusammengefügt wurde, das tritt hier zuerst in Erscheinung ... Schönheit im glänzenden Rahmen der elegantesten Toiletten, wundersame Hutträume, extravagante Sportkostüme, eine Schaustellung von Juwelen in den neusten Fassungen von Lalique und Tiffany... Es schwirrt in drei Sprachen durcheinander. Hier ein paar Prinzessinnen, vornehm und schlicht; dort zwei allerliebste frische Wiener Komtesserln; eine kleine, lebhafte Gruppe Pariser *Damen*, die ihre Herren nach Baden-Baden begleiten; *Frauen* der deutschen Haute-Finance, Offiziers*damen* aus Straßburg, Rastatt, Karlsruhe, Stuttgart...«: Man merkt den Unterschied zwischen Militär und Zivil selbst in der ungezwungen plaudernden Berichterstattung über ein gesellschaftliches Ereignis.

Wenn ein Zivilist zum Niveau einer Uniform aufgewertet wurde, so geschah das etwa in folgender Weise: Beim Großen Ball im Baden-Badener Kurhause, »in den Wundersälen, die einst Benazet et fils schufen«, fiel in diesem Jahre der Kontrast zwischen einer »hochgewachsenen Miß mit geschmeidigen Gliedern, blendend gesunder Haut, opalglänzenden Augen, reichstem Schmuck« und einem »älteren Mann« (nicht etwa: Herrn!) »mit schlechtsitzendem Frack« auf, der hinter ihr stand. »Man flüsterte sich zu: ›Respekt, Respekt! Vor ihr und vor ihm. Er ist der größte Gin-Fabrikant der Welt, gibt jeder Tochter zwanzig Millionen Dollars mit‹.«

Daß eine Revolution der Lebensweise, des Weltgefühls im Gange war, ließ sich an vielen Symptomen ablesen – und merkwürdigerweise sind die auffälligsten dabei oft die heute komischsten, weil sie eine unechte Einheit zu stiften versuchen.
Nehmen wir als Beispiel dafür das Auftreten der Tänzerin Mata Hari, die im Weltkrieg I von den Franzosen als Spionin erschossen wurde. Karl Kraus hat sie 1906 porträtiert: »Da wird eine jener indischen Tänzerinnen, die sonst zuerst im Berliner Tiergartenviertel den Buddhismus einführen müssen, direkt nach Wien importiert. Sie empfängt bei Tag Schmöcke und opfert abends dem Gotte Wischnu unter dem Protektorat der Gräfin Mysa Wydenbruck. Und alle, die das Glück hatten, der Andachtsübung beizuwohnen, beteuern, Mata Hari wirke ›nicht sinnlich‹. Als ob das ein Vorzug bei einer Tänzerin wäre! ... Also sprach Mata Hari zu einem Interviewer: ›Ich tanze Liebe und Haß, Freude und Leid, Ehre und Leichtsinn. Ein Conférencier erklärt die Tänze, die sonst unverständlich wären; wenn man sie aber versteht, dann vergißt man über der Darstellung das Weib in mir, so daß ich bei einem Tanze, bei dem ich alles der Gottheit aufopfere und zum Schlusse mich selbst, was damit symbolisiert wird, daß ich den Lendengürtel, das letzte Kleidungsstück, loslöse, und, allerdings nur eine halbe Se-

kunde lang, entblößt dastehe, noch nie andere Gefühle als die durch meinen Tanz ausgedrückten erhabenen Gedanken erweckt habe‹... Was sich hier abspielt, ist nicht mehr gewöhnliche Schmockerei, sondern die Schmockerei in der neunten Inkarnation.« Überschrift: »Der Schmock und die Bajadere«.

Viele hellsichtige Zeitgenossen haben das Gefühl gehabt, daß 1906 ein Kreuzweg-Jahr sei, so Henry Adams, dessen scharfsinnig-skeptische Lebenserinnerungen damals erschienen. Aber 1906 gleicht mehr einer Weiche in einem großen Bahnhof; man sieht viele Signale hochgehen und viele sinken, manche Züge sind bereits abgefahren, und nur ihr Rauch hängt noch in der Halle, andere sind noch nicht da, aber man hört schon die Schienen vibrieren.

Bleiben wir in diesem kleinen Bilde, so wäre Mata Haris Auftreten ein solch sinkendes Signal und das Bekanntwerden einer Schrift von Sigmund Freud ein steigendes. Tatsächlich betrifft beides den gleichen gesellschaftlichen Tatbestand: den entschlossenen Unwillen, das Sexuelle als das gelten zu lassen, was es ist.

Zwar dichteten die Autoren schon seit Jahrzehnten gegen den versteinten Unfug der viktorianischen Konventionen an, aber immer noch wurden offiziell Verkehrungen und Verkrampfungen erzwungen, immer noch waren die Sanktionen, die auf Verstöße gegen die gesellschaftlichen Spielregeln folgten, schwer, oft tödlich.

Freuds »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« erklärten mit pragmatischer Präzision, daß die herrschende, gewollte »Unkenntnis der grundlegenden Verhältnisse des Sexuallebens« zu schweren Störungen, zu Verdrängungen, Neurosen und Perversionen führe. Die Anzeigenteile der Tageszeitungen und Zeitschriften waren vollgestopft mit unglaublich vielen Anpreisungen von Mitteln gegen »Nervenschwäche, frühe Erschöpfung, Ohnmachtsneigung«. Freud schrieb, daß die wachsende Nervosität der Zeit auf »schädigende Kultureinflüsse« zurückzuführen sei: »Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut... Wer kraft

seiner unbeugsamen Konstitution diese Triebunterdrückung nicht mitmachen kann, steht der Gesellschaft als ›Verbrecher‹, als ›outlaw‹ gegenüber, insofern nicht seine soziale Position und seine hervorragenden Fähigkeiten ihm gestatten, sich in ihr als großer Mann, als ›Held‹ durchzusetzen.« Freud meinte, daß man gegenwärtig auf der »dritten Kulturstufe des Sexualtriebs« lebe, auf welcher nur legitime Fortpflanzung als Sexualziel zugelassen sei. Ihr entspreche unsere gegenwärtige »kulturelle« Sozialmoral, in der sich die Perversion vieler Männer zu den Neurosen der Frauen »wie positiv und negativ zueinander verhalten... Dementsprechend sind in vielen Familien die Männer gesund, aber in sozial unerwünschtem Maße unmoralisch, die Frauen edel und überfeinert – aber schwer nervös. – Es ist eine der offenkundigen sozialen Ungerechtigkeiten, wenn der kulturelle Standard von allen Personen die nämliche Führung des Sexuallebens fordert, die den einen dank ihrer Organisation mühelos gelingt, während sie den anderen die schwersten psychischen Opfer auferlegt, eine Ungerechtigkeit freilich, die zumeist durch Nichtbefolgung der Moralvorschriften vereitelt wird«.
Tatsächlich war damals die Moral gespalten – und das wurde längst gewußt. Immer noch wurde den Frauen, wie von Lord Acton, dem britischen Historiker, Sexuallust als etwas durchaus Ungehöriges dargestellt, und viele Männer rühmten sich in Herrengesellschaft stolz dessen, daß ihre Gattinnen »gar nicht wüßten, wie sie zu ihren Kindern gekommen wären«. Das Wörtchen »edel« in Verbindung mit dem Wort »Gattin« ist häufig. Die Männer, in solch gehemmten Ehen massenhaft unbefriedigt, sahen sich zum sogenannten »Ausleben« auf die Dirnen angewiesen, denen allein natürliche Reaktionen zugemutet werden konnten: das erklärt einigermaßen den Umfang dieser vermaledeiten Institution und die Dauerdebatten darüber in den kulturkritischen Zeitschriften. Damit zugleich waren Heuchelei, Prüderie und Angst vor Ansteckung als ständig wachsende Schatten der offiziell lichten Moral installiert.



Nobel

„Wenn ich in Prima aufsteigen darf, hält mir mein Papa einen Gaul!" — „Mir der meinige ein Automobil!" — „Mir der meinige eine Maitresse!"

Es war Zeit, daß die Kulturmenschheit hier die Magie von ihrem Pfad entfernte – und sie entdeckte dank Freud dabei, daß unter der dünnen Schicht der Bewußtseinskultur der alte, wilde, primitive Lebensdrang immer noch auf der Lauer liege. Die erste der »Drei Abhandlungen« bewies mit aufreizender Präzision die Sexualität des Kindes und bahnte damit den Weg für die Einsicht, daß man durch falsche Erziehung der Kleinsten künftige Neurotiker und Perverse erzeugen könne.

Blickt man zurück, so muß man sich wundern, daß Freud wegen seiner niederschmetternden Entlarvungen bürgerlicher Tabus nicht zu Tode gehetzt worden ist. Er hat in der dritten Abhandlung ja noch ein anderes Palladium des Bürgertums, die Sparsamkeit, angetastet, indem er ihren psychologischen Ursprung physiologisch mit dem Schmutzigsten in eine unlösliche Verbindung gebracht hat: mit dem Wunsch des Kleinkinds, die Verfügungsgewalt über den eigenen Darminhalt zu bewahren und sich – wie schon das Kind im Kreise der Erwachsenen zu verstehen gibt – nicht vorschreiben zu lassen, wann es dies innewohnende goldene Kapital »abgibt«. Innerhalb dieser Phase der Geistesgeschichte hätten solche Eröffnungen auf die kapitalistische Bürgerwelt doch wirken können wie wenig später das Attentat von Sarajewo: – war nicht Reichtum das höchste aller materiellen Güter? Aber es scheint, als habe das gebildete Publikum – und nur dieses konnte ja allenfalls den Außenseiter Freud lesen – schon damals ein Vorgefühl gehabt, daß das Gebot der Sparsamkeit nur die eine Hälfte der Wahrheit sei, insofern es »den Interessen der Wirtschaft und damit denen der gegenwärtigen Gesellschaft entgegen« stünde, wie Mitscherlich jetzt festgestellt hat. Vielleicht war, meine ich, dies Vorgefühl kommender, ja schon beginnender Neuentwicklungen Freuds Rettung. Die Wirtschaft richtete sich unvermerkt darauf ein, den Verschleiß in ihre Rechnung zu stellen, und fortan »handelte, wer sparte, aus Eigennutz dem Interesse aller entgegen«.

Es ist also wiederum kein Zufall, daß 1906 in Amerika den ersten entschlossenen Schritt der Industrie in dieser Richtung bringt: es ist eben das Jahr, in dem Henry Ford die Autoindustrie, die bisher nur für die wenigen Schwerreichen zu arbeiten schien, bewußt auf Massenfabrikation umstellt und eine Serie billiger Autos zu produzieren anfängt. Die Exklusivität blieb zwar noch jahrelang mit dem Besitz eines Autos verbunden – in Berlin liefen damals nur etwa 1976, und das war in Deutschland die statistische Höhe – aber das Prinzip des Massenkonsums war erkannt, und es steht, wie man sieht, in einer zwar unterirdischen, aber genau kommunizierenden Verbindung mit Freuds Entdeckung, daß Besitz und Machtstreben eine ihrer stärksten triebhaften Wurzeln im Analsystem des Körpers haben. Heute, aus weiterer Distanz, können wir sehen, daß sich alles damals Geschehene unter den Gegensatzpaaren Spannung und Entspannung, Behaltenwollen und Loslassen, Verschweigen der eigentlichen Gedanken und Sich-Mitteilen begreifen läßt. Sieht man es so, kommt man kaum um den Gedanken herum, daß in diesem scheinbar so ereignislosen Jahre 1906 in aller Stille gewaltige Durchbruchsschlachten vorbereitet worden sind und daß den Menschen, die es wagten, ihre von der Norm abweichenden Ansichten und Werke offen darzulegen, mehr Kraft und mehr Uneigennützigkeit eigen war, als wir heute selber aufzubringen bereit sind.

Wir müssen darauf verzichten, die Dialektik zwischen Spannung und Entspannung, zwischen Tradition und Revolution breiter zu entwickeln. Es ist auch nicht nötig: wer die Grundstrukturen kennt, kann die Ereignisse des Jahres aufeinander beziehen und einordnen. Beispielsweise steht Fords Versuch, billig für die Massen zu produzieren, im rechten Licht erst, wenn man sieht, daß damals riesige amerikanische Trusts alle Konkurrenten und Zulieferer aufgefressen hatten und dem Konsumenten monopolistisch hohe Preise diktierten – was wiederum den Präsidenten Theodore Roosevelt zu

immer wiederholten Ankündigungen reizte, daß er die Trusts erledigen werde: – jedoch dauerte das noch bis 1911, und wer weiß, ob er es ohne Fords Erfolg geschafft hätte. Aber die Trusts erhalten schon 1906 ihr literarisches Schandmal in Upton Sinclairs Chicagoer Schlachthausroman: »Der Sumpf«.

Nichts geschieht von ungefähr: alles ist vorbereitet und hat Folgen. Es hat einen erst später faßbaren Sinn, daß 1906 Tilla Durieux und Theodor Heuss sich gedrungen fühlten, sonntags vor Arbeitervereinigungen zu rezitieren und zu sprechen, obwohl sie beide keine Sozialdemokraten waren. Darin drückt sich aus, daß die staatserhaltende, staatstragende Funktion der Sozialdemokratie, die von der Regierung stramm geleugnet wurde, vom kultivierten Bürgertum begriffen worden war. Es ist auch kein Zufall, daß Wedekinds »Frühlings Erwachen«, das fünfzehn Jahre vorher geschrieben war, erst 1906 einen triumphalen Erfolg errang und daß gleich drei meisterliche Romane sich mit der inneren Verlassenheit und der Sexualnot der Jugend beschäftigten: Hermann Hesses »Unterm Rad«, Friedrich Huchs stimmungsschwerer »Mao« (der erst in der »Neuen Rundschau« erschien) und Robert Musils genial-genaue Erzählung von den »Verwirrungen des Zöglings Törleß«, die als Vorstufe des Expressionismus gilt, aber eigentlich in andre Richtungen weist: aus ihr lassen sich mühelos Satz um Satz herauspflücken, die unsere Diagnose der Zeit bestätigen.
Natürlich kann jedes bessere oder merkwürdig exponierte Werk einer Epoche zu ihrer Erhellung dienen. Man kann an Arnold Schönbergs 1906 geschaffener »Kammersinfonie in E-dur, op. 9« zeigen, wie die Fesseln der Tonalität sich lockern und das Reihenprinzip sich ankündigt: da werden ganze geologische Schichten von Nachromantik und Wagnerscher »Zukunftsmusik«, die Schönberg vorher expressiv zu erweitern versucht hatte, plötzlich mit Entschlossenheit durchbrochen – und heute noch hört sich diese Musik

so an, als gelänge es einem Feldmarschall der Musik gegen alle Vernunft, eine Armee, einen einzigen großen Sonatensatz, der so stark armiert ist wie eine ganze Symphonie, völlig geschlossen in neue Musik-Landschaften hinüberzuführen. Schönbergs Formel vom »Triebleben der Klänge«, sein Vorsatz, dahin zu komponieren, wohin »das Einzelne« will, zeigen, in welch geistesgeschichtlichen Zusammenhängen er steht, aber verraten noch nichts von seinen Versuchen, neue Einheit und Ordnung zu schaffen.

Es ist wiederum keineswegs zufällig, daß die deutlichste und beispielreichste Erkenntnis dessen, was für Wandlungen eigentlich im Bewußtsein vorgehen, in der Malerei aufzufinden sind. Es wäre durchaus keine verlorene Zeit, auf die großen Ausstellungen dieses Jahres in Paris und Berlin einzugehen, die uns von Kritikern wie Julius Meier-Graefe und Karl Scheffler beschrieben worden sind. In der »Berliner Sezession«, die Wilhelm II. trotz dem Spott der Witzblätter immer noch mied, zeigte Max Liebermann 1906 mit den berühmten Porträts von Alfred v. Berger und dem Fürsten Lichnowsky seine Meisterschaft, plastische Energie mit feinster Tönung zu verbinden, und Lovis Corinth erregte Aufsehen, weil er es verstand, »Farbe wie Wagenschmiere« aufzutragen und daraus riesige, vor Lebenskraft vibrierende Geschmeide zu machen. Viele der nachmals Berühmten sind noch innerlich isoliert. Die Maler der Dresdner »Brücke« formulierten zwar – durch Kirchner – ihr Programm, aber Heckel, Pechstein, Nolde und Schmidt-Rottluff tasteten sich erst an den Stil der nervösen, expressiv gebrochenen Linien und der rhythmisch schwingenden Gestalten heran, dem sie bis zum Zerfallen der Vereinigung folgten. Franz Marc, in Schwermut verzaubert, kannte die Tiere noch nicht von innen: ihn sollte erst das 1909 erscheinende Buch Jakob von Uexkülls »Innenwelt und Umwelt der Tiere« zu seiner Aufgabe erwecken. Und Kandinsky stand ebenfalls noch vier Jahre vor seinem ersten abstrakten Bild und fand im Mekka der modernen Kunst, bei Gertrude und

Leo Stein in Paris, kein Verständnis für seine gespachtelten russischen Volkssagen und Landschaften.
1906 war Cézanne gestorben, und er hatte sich, wie er es gewollt, den Tod beim Malen geholt. In der entsetzlichen Sommerhitze dieses Jahres kletterte er täglich bergauf zu seinem Motiv bei Arles, weil der Kutscher, der ihn sonst fuhr, mehr Geld verlangte: Regennässe, Monsunsturm, Krankenlager, letzter Ärger, daß die »zehn tief rotbraunen Farben«, die er verlangt hatte, immer noch nicht eingetroffen waren, und Tod. Ihn hatten in den letzten Jahren der Berg und die Steinbrüche gelehrt, wie er sie mittels genauer Farbstufen in dreidimensionalen Blöcken so auf der Leinwand nachbilden könnte, daß sie dem Beschauer das Geheimnis ihrer Wirklichkeit preisgeben mußten. Aber die jungen Künstler, voran Picasso und Braque, blickten von ihm wie von einem Gipfel weg auf ihren eigenen Weg.
Der 1905 ausgebrochene Aufstand der Gruppe der »Fauves«, 1906 mit der Zweiten Ausstellung fortgesetzt, dauerte nur drei Jahre und blieb ein Zwischenspiel: ihnen, die unter Führung von Matisse die Gegenstände mit ungemischten Farben aus der Tube so darzustellen versuchten, daß sie die Freude des Malers am Dasein und Sehen wiedergaben, ist die Befreiung der Inspiration zu danken. Das Erlebnis des Malers wurde wichtiger als sein Gegenstand. Die Zeit war erfüllt: Das Bildbedürfnis der Massen konnte nun durch Fotos und durch die ersten Filme gestillt werden, warum also sollten die Maler zum soundsovielten Male die realen Gegenstände abbilden?
Entscheidend ist es wohl gewesen, daß man wagte sich einzugestehen: wir selber sind es, die die Weise planen, in der wir Natur und Wirklichkeit sehen. Das ist genau der Punkt, wo die vielfältig auseinanderstrebenden Experimente der damaligen Malerei sich mit der gerade erschienenen »Speziellen Relativitätstheorie« Einsteins treffen. Man hört auf, die konventionell anerkannte Wirklichkeit für die einzig mögliche zu halten – statt dessen organisiert

man bewußt sich, das Subjekt, auf eine präzise, einem selbstentworfenen Plan folgende Weise –, und stellt fest, wie sich dann die räumliche und zeitliche Ordnung der Wirklichkeit darstellt. Das wird in der Philosophie Bergsons damals noch ungenau ausgesprochen – seine »Intuition« verhält sich im wesentlichen träumerisch-dichtend. Aber überall sind die Männer der jungen Generation dabei, das Elementare beim Vereinfachen zu entdecken: Pläne zu entwerfen, wie man die Natur auf die einfachste Weise sehen und darstellen kann.

Picasso, fünfundzwanzig Jahre alt, hatte 1906 in achtzig Sitzungen versucht, ein Porträt Gertrude Steins zu schaffen, das ihn befriedigte. Die Zeit seiner rosa und seiner blauen Periode, in der er zuletzt seine Isolierung in der stoischen Trauer von Seiltänzern und heimatlosen Harlekins ausgedrückt hatte, war vorbei – genau wie bei Schönberg brach auch bei ihm die letzte Übersteigerung der expressiven Todesromantik des Fin-de-siècle plötzlich ab. Im Sommer 1906 entdeckt er in den Pyrenäen, in Gosol, die alt-iberische Kunst und malt zurückgekehrt Gertrude Steins Antlitz als starre, kantige, aber machtvolle Maske. Gleich darauf geht er weiter und entwirft im Winter 1906 seine berühmten »Demoiselles d'Avignon« mit dem schroffen Gegeneinander der drei glattgemalten, sorgfältig aus Keil- und Kurvenformen aufgebauten Figuren links und der zwei erschreckenden, grell fratzenhaften Negermasken rechts: Signal des Durchbruchs der »archaischen« Lebensenergie. Die Maler fühlten, daß das bisher herrschende Denken der Naturwissenschaften »bildlos« geworden sei, daß all ihre Farben vor einer Nacht des Ungewissen erscheinen, daß dem Sichtbaren nicht zu trauen sei: deswegen wird das Gemalte plastisch, handgreiflich. Die Naturformen, die Braque und Picasso fortan darstellen, werden in Linien, Winkeln und Flächen gebrochen, zerlegt und so exakt wieder aufgebaut, daß unheimlich spannende Bilder entstehen: man kann sie mit den Experimenten der Naturwissenschaft vergleichen, elementare Pro-

zesse zu erzeugen, die es auf Erden nie gegeben hat. Das Leben steckt hier nicht mehr im Gegenstand, sondern in der Energie des experimentierend Schaffenden – und so bleibt diese später kubistisch genannte Malerei triebhaft. Braque fängt damals an, seine Gegenstände wie Opfergaben auf einem Altar so anzuordnen, daß verborgene erotische Reize mitsingen. So zukünftig, so uralt: Freuds Erforschung des Unbewußten geschieht ja gleichzeitig.
Werfen wir einen letzten Blick auf das zeitgenössische Theater: da rührt sich noch keine Zukunft. Von Unterhaltendem abgesehen, spielt man z. B. Neuromantisches, also mit herrischer Gebärde Unterwerfung Heischendes. Die Regisseure, die Ruhm gewinnen, perfektionieren die Tradition: der Stil der Aufführungen wird dem Publikum wichtiger als die Werke. Die verschiedenen Darstellungsstile unterschieden sich nicht prinzipiell, sondern durch ein Mehr oder Weniger. Dafür typisch sind die Kritiken über das Gastspiel von Stanislawskys Moskauer Künstlertheater: »An allen Ecken und Enden Vorzüge, von denen unsere heimische Schauspielkunst lernen kann« (Düsel). »Diese russischen Leute hatten eine unerhörte, auf ihrem Felde einzige Kunst des Zusammenspiels« (Kerr). Verglichen wurde sie vor allem mit Max Reinhardts Regiestil, die Richtigkeit jeder Nuance zu steigern und jeden Schauspieler zu sich selber zu führen: – aber Reinhardt, der damals die Drehbühne zum ersten Mal in Berlin kreisen ließ, war doch, zu Kerrs Ärger, allzusehr auf das »Spiel im Spiel« erpicht und vermied es, wo immer möglich, »auch nur einen Augenblick dem Zuschauer Unbehagen zu bereiten«, selbst wenn die Tränen flossen. Reinhardt wie Stanislawsky rangierten unter der gemeinsamen Marke »Sensationen des besten Geschmacks«. Hauptmanns »Und Pippa tanzt« fiel bei der Uraufführung durch: die Tragödie zerbrechlicher Schönheit in der deutschen, wilden Arbeitswelt war vom Dichter, wie Kerr richtig sah, nur visionär angeschaut und nachgeschrieben, nicht durchgestaltet worden.

Unser letzter Prüfstand für das Kulturbewußtsein der Zeit, die Nachrufe auf berühmte Tote, ergeben ein gleiches Bild: das breite Publikum ahnte nicht, wohin die Bewegung ging. Das Grab Henrik Ibsens, der nach jahrelangem Hindämmern endlich sterben durfte, war in der Öffentlichkeit, die ihn jahrzehntelang bekämpft und verleumdet hatte, sehr ansehnlich: selbst die »Gartenlaube« brachte ein Bild des flachen Blumenhügels auf einsamer Birkenwiese in Christiania. Viele Nachrufe versuchten, Ibsens Tragik des Höhendrangs skeptisch-warnend darzustellen: »Immer, mit Greisenzähigkeit, kehrte der Dichter zu diesem Symbol zurück... Velle non discitur. Kein schlimmeres Los als das des Menschen, der sich auf der Höhe seiner eigenen Weltanschauung nicht zu halten vermag«, erklärte Maximilian Harden. Als aber in Paris Pierre Curie von einer Droschke überfahren wurde – sein »kostbares Gehirn von Rädern zermalmt«, klagt ein Gedicht –, war sein Grab in der deutschen Öffentlichkeit klein. Wer konnte schon voraussehen, daß seine seltsame Forscherleidenschaft für die »Radiumsalze« das Zeitalter der Kernphysik eröffnet hatte, das die Welt verändern mußte?





Zwei Männer des Jahres: Geheimrat Holstein und Maximilian Harden

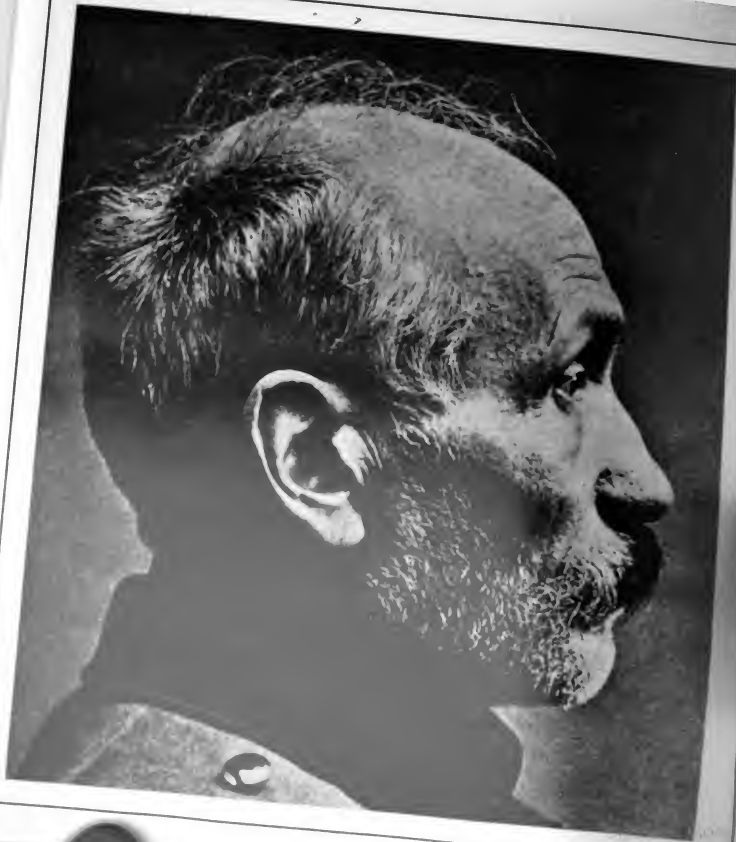






Die kaiserliche Familie
stellt sich anläßlich der Taufe
des ersten Sohnes
von Kronprinz Wilhelm
und Kronprinzessin Cecilie
am 29. August
dem Hofphotographen





Lokales und Vermischtes.

Der „Kommandant“ von Köpenick.

2000 Mark Belohnung.

Auf die Ergreifung des Köpenicker Kassenräubers hat der Regierungspräsident von Potsdam eine Belohnung von 2000 Mark ausgesetzt. Die Bekanntmachung, die gestern auch an den hiesigen Anschlagsäulen veröffentlicht wurde, lautet:

Am 16. Oktober d. J. nachmittags hat eine Person in Hauptmannsuniform in Köpenick die Stadtkasse ausgeraubt. Der Täter ist zuletzt in Rietz-Rummelsburg gesehen worden. Ich setze eine Belohnung von 2000 Mark für denjenigen aus, der den Täter so ermittelt, daß er ergriffen wird.

Potsdam, den 17. Oktober 1906. (gez.) Der Regierungspräsident.

Die Unterschrift des „Hauptmanns“.

[illegible]
H. i. 1. G. R.
Sollbetrag 4002,37 ? ?

Wir veröffentlichen hier das Faksimile der Handschrift des Herrn „Hauptmanns in 1. G. R.“ Bemerkenswert ist, daß die undeutlich und anscheinend mit Absicht verzerrt geschriebene Unterschrift auf einen Namen hindeutet, der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Namen „v. Malzahn“ besitzt, den sich der Pseudohauptmann beim Einkauf im Konfektionsgeschäft in der südlichen Friedrichstraße beigelegt hat. Der ganze Zug der Handschrift, besonders die ausgeschriebenen Schriftzüge im Wort „Sollbetrag“ deuten auf einen gebildeten Mann hin, und die durchaus korrekte Art und Weise, wie er die Revision vollzog, läßt darauf schließen, daß er mit Verwaltungs- und Kassengeschäften vertraut ist. Es liegt daher, wie wir von unterrichteter Stelle erfahren, die Annahme nahe, daß der „Hauptmann“ der militärischen Verwaltungskarriere entstammt, vielleicht Zahlmeister oder etwas ähnliches gewesen ist. Die verschnörkelte Handschrift deutet weiter auf einen älteren Mann hin. Charakteristisch ist ferner die Knappheit der Wortendungen und die Geschlossenheit der Nullen in der Zahl 4002 Mark. Graphologen würden daraus auf genaues Denken und Verschlossenheit schließen. Auffallend ist ferner, daß die Namensunterschrift und das immerhin lange Wort „Sollbetrag“ in einem Zuge geschrieben ist. Nach der modernen Schriftdeutungskunde soll dies die Fähigkeit beweisen, rasch und logisch zu denken.



Wilhelm Voigt,
der »Hauptmann von Köpenick«,
nach seiner Verhaftung:
die von ihm befehligten Soldaten (vorn)
auf dem Wege zur Zeugenvernehmung
im Kriminalgericht
Berlin-Moabit





San Francisco
nach dem Erdbeben
am 18. April



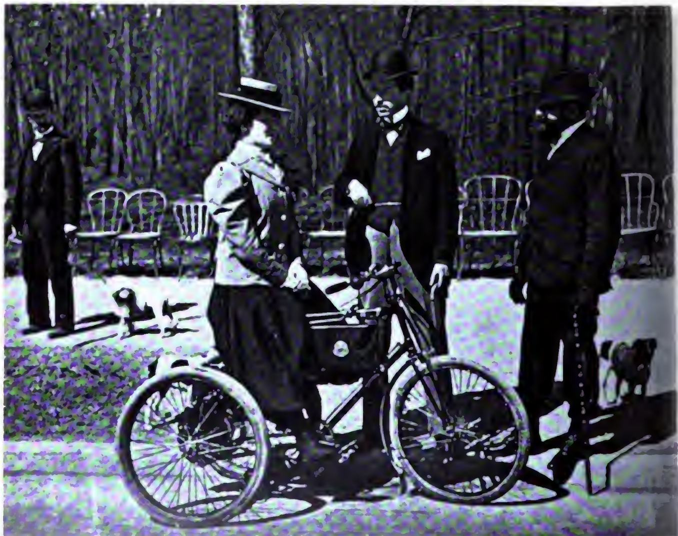
*Am 3. Juli:
?er Hamburger Michel
brennt*



*Prinz Heinrich von Preußen
auf einem Benzwagen
in der Herkomer-Konkurrenz*



Stadtrundfahrt in Berlin



Paris: Dernier cri im Bois de Boulogne

London: New Look im Hyde Park (rechts)







Robert Koch (rechts im Zelt) erforscht und bekämpft die Schlafkrankheit in Ostafrika; kranke Eingeborene in einem Lager bei Bukoba



Das Luftschiff des Grafen Zeppelin auf dem Bodensee;
das Parseval-Luftschiff in Berlin-Tegel





Selbstbildnis des am 22. Oktober verstorbenen Paul Cezanne

Entstanden im Jahre 1906:



»Luxe, Calme et Volupté«,
Gemälde
von Henri Matisse



Max Linder (rechts)
in dem französischen Film
»Le premier cigare«

Die Autoren

Wilhelm Treue in Berlin geboren (1909), studierte ebendort Geschichte, Theologie und Biologie. Derzeit wirkt er als Ordinarius für Geschichte an der Technischen Hochschule Hannover und als Lehrbeauftragter an der Universität Göttingen. Professor Treue ist Vorsitzender der Hauptgruppe Technikgeschichte im Verein Deutscher Ingenieure und Mitglied der Historischen Kommissionen von Berlin und Niedersachsen. Von seinen wichtigsten Werken seien genannt: »Geschichte der Ilseder Hütte«, »Kulturgeschichte der Schraube« (gemeinsam mit Rudolf Kellermann), »Deutsche Geschichte« und »Allgemeine Wirtschaftsgeschichte seit 1700«.

Stefan Andres am 26. Juni 1906 in Breitwies bei Trier geboren, studierte in Köln, Jena und Berlin Theologie, Philosophie und Germanistik. Unter seinen zahlreichen epischen, lyrischen und dramatischen Werken ragen besonders hervor: »Bruder Luzifer«, »Die unsichtbare Mauer«, »Moselländische Novellen«, »Der Mann von Asteri«, »Das Grab des Neides«, »Wir sind Utopia«, »Ritter der Gerechtigkeit«, »Der Knabe im Brunnen«, »Die Sintflut«, »Die großen Weine Deutschlands«, »Die Verteidigung der Xanthippe«. Stefan Andres, heute meist in Rom lebend, ist Mitglied des P. E. N.-Clubs, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und Träger mehrerer Literaturpreise.

Günther Sawatzki am 18. Oktober 1906 in Danzig-Langfuhr geboren, studierte Philosophie. Er lernte bei Spranger Ehrfurcht, bei Meinecke Einsicht, bei Jaspers denken, bei Gundolf bewundern, bei Mannheim destruieren und bei Kindermann arbeiten. Er promovierte mit einer Dissertation über »Kierkegaards Verbot des Dichtens« und arbeitete dann als Redakteur in Mannheim und Berlin. Von 1946 bis 1950 war er Chef der Außenpolitik bei der »Welt«; es folgten fünf Jahre beim Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg. 1956 wurde er Chefredakteur des »Kölner Stadt-Anzeigers«. Derzeit lebt er als Chefdramaturg der InterTel in München. Günther Sawatzki übersetzte eine amerikanische Kierkegaard-Biographie und veröffentlichte 1965 das Buch »Verwirtschaftete Freiheit«.

Geboren im Jahre 1906

Josephine Baker
amerikanische Tänzerin und Chansonette

Boleslaw Barlog
Intendant

Samuel Beckett
irischer Dramatiker
(»Warten auf Godot«)

Leonid J. Breschnew
russischer Politiker

Gerd Bucerius
Verleger

Dino Buzzati
italienischer Schriftsteller
(»Die Festung«)

Hugh Gaitskell
englischer Politiker

Greta Garbo
schwedische Filmschauspielerin

Eugen Gerstenmaier
Politiker, Bundestagspräsident

Lilian Harvey
Filmschauspielerin
(»Der Kongreß tanzt«)

Walter Henkels
Publizist (»99 Bonner Köpfe«)

Michael Jary
Komponist (»Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern«)

Wilhelm Kempf
Bischof von Limburg

Waldemar von Knoeringen
Politiker

Wolfgang Koeppen
Schriftsteller
(»Tauben im Gras«, »Das Treibhaus«)

Hilde Körber
Schauspielerin

Albert Lieven
Filmschauspieler

Sir David Luce
britischer Admiral

Walther Ludwig
Opernsänger

Enrico Mattei
italienischer Industrieller

Klaus Mehnert
Publizist (»Peking und Moskau«)

Aristoteles Onassis
griechischer Reeder

Serge Poliakoff
russischer Maler

Pu-Yi
ehemaliger Kaiser von China

Roberto Rosselini
italienischer Filmregisseur (»Stromboli«)

Hermann Schäufele
Erzbischof von Freiburg

Josef Schneider
Erzbischof von Bamberg

Dimitrij Schostakowitsch
russischer Komponist

Werner Söhngen
Generaldirektor der Rheinischen Stahlwerke

Hans-Günther Sohl
Generaldirektor der August-Thyssen-Hütte

Herbert Wehner
Politiker

Bildnachweis: Der Vorsatz, ein Foto des Ullstein-Bilderdienstes, zeigt die Eröffnung des Simplon-Tunnels. Die Aufnahmen der Folge »1906 im Bild«: Ullstein-Bilderdienst (9), Historisches Bildarchiv Handke (5), Associated Press-Bilderdienst (2), Historia-Photo (1), Daimler-Benz-Archiv (1), Museum für Hamburgische Geschichte (1), Archiv (1)

Jahr und Jahrgang

wird von Joachim Karsten (der auch die Buchreihe anregte), Will Keller und Egon Schramm herausgegeben

1.–10. Tausend 1966

Schutzumschlag und Einband Werner Rebhuhn, Hamburg
Gesetzt aus der Monotype-Garamond
Gesamtherstellung Gerhard Stalling AG, Oldenburg (Oldb)
Printed in Germany



